

Robert A. Heinlein

# DIE NACH- GEBORENEN



UTOPISCH-PHANTASTISCHE BIBLIOTHEK

SHAYOL



Robert A. Heinlein

# Die Nachgeborenen

Eine Sittenkomödie

Deutsch von Sara Riffel

**LESEPROBE**

Utopisch-Phantastische Bibliothek • Band 4

**SHAYOL**

*For us, the Living*

Originalausgabe 2004 bei Scribner

Robert A. Heinlein: Die Nachgeborenen

Erste Auflage | März 2007

Text © 2004 by The Robert A. and Virginia Heinlein Trust

Einführung © 2004 by Spider Robinson

Nachwort © 2004 by Robert James, Ph.D.

Mit freundlicher Genehmigung der Agentur Fritz + Fritz, Zürich

Übersetzung © 2007 by Sara Riffel

© 2007 dieser Ausgabe: SHAYOL.NET E.V. · Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Titelbild: de Brown

Umschlaggestaltung: Ronald Hoppe

Lektorat: Hannes Riffel

Satz: Hardy Kettlitz

Korrektur: Hellfrid Niesche

Herstellung: Ronald Hoppe

Druck: Schaltungsdienst Lange, Berlin

SHAYOL Verlag

Bergmannstraße 25

10961 Berlin

E-Mail: [verlag@shayol.net](mailto:verlag@shayol.net)

Internet: [www.shayol.de](http://www.shayol.de)

Der Shayol Verlag ist ein Projekt des SHAYOL NET • Netzwerk für Kultur,  
Bildung und Wissenschaft e.V. und arbeitet ohne Gewinnerorientierung.

ISBN 978-3-926126-70-2

*Für Heinleins Nachfahren*

»Es ist an uns, den Lebenden, uns dem unvollendeten Werk zu widmen ... damit diese Nation, mit Gottes Hilfe, eine Wiedergeburt der Freiheit erleben möge ...«

– Lincoln in Gettysburg

# Hinweis des Herausgebers

Dieser Roman wurde von Robert Heinlein in den Jahren 1938 und 1939 geschrieben und ist zu seinen Lebzeiten niemals lektoriert worden. Obwohl der Roman hier in seiner ursprünglichen Form veröffentlicht wird, wurden geringfügige Änderungen hinsichtlich der Lesbarkeit und des Stils vorgenommen.\*

---

\* Ebenso ist versucht worden, bei der Übersetzung nicht glättend einzugreifen, sondern auch deutschen Lesern ein Gefühl von der oberflächlichen Unfertigkeit des Textes zu vermitteln. A.d.Ü.

# Einführung

## RAH DNA

»Eine Karte der Welt, auf der Utopia nicht verzeichnet ist, ist es nicht wert, daß man sie anschaut.«

– OSCAR WILDE

Das vorliegende Buch wird von den meisten Experten als Robert A. Heinleins erster Roman bezeichnet. Für gewöhnlich vermeide ich es, mich mit Experten anzulegen – es ist meist einfacher, sie zu erschießen –, doch ich für meinen Teil glaube, daß es etwas weitaus Wichtigeres und Interessanteres ist.

Ich widerspreche respektvoll und werde meine Meinung nicht mit Waffen verteidigen, nicht einmal mit reifem Obst. Robert selbst hat *Die Nachgeborenen* als Roman bezeichnet und diese Bezeichnung, soweit ich weiß, nur einmal in einem privaten Briefwechsel wieder zurückgenommen. Das Buch kann zweifellos mit demselben Recht ein Roman genannt werden wie beispielsweise H. G. Wells' *When the Sleeper Wakes* (*Wenn der Schläfer erwacht*) (Roberts Lieblingsroman, wie er mir einmal erzählte) oder *The Shape of Things to Come* (*Von kommenden Tagen*).

Doch sicherlich nicht mit mehr als diese. Beide Bücher stammen aus der letzten Phase von Wells' glanzvoller Karriere, aus einer Zeit, als der Meister – um Theodore Sturgeons denkwürdigen Ausspruch zu zitieren – sein »Geburtsrecht gegen einen Haufen Moral eingetauscht hatte«. Man sollte diese beiden Romane nicht jemandem in die Hand drücken, der mit H. G. Wells überhaupt nicht vertraut ist, und ebenso ist der vorliegende Roman nichts für einen blinden marianischen Einsiedler, der Robert A. Heinleins Werk nicht kennt. Wie Wells' Romane oder Edward Bellamys *Looking Backward* (*Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf das Jahr 1887*) besteht dieses Buch im wesentlichen aus Vorträgen über Utopien, deren fiktionale Komponente ein hübsches, aber dünnes und durchscheinendes Negligee

darstellt, das seine Verführungsabsichten nur ungenügend verdeckt. Bereits im Alter von zweiunddreißig Jahren versuchte Robert, die Welt zu retten – und war sich nur zu bewußt, daß die Welt sich meist gar nicht retten lassen wollte.

Wäre dies tatsächlich ein Roman und vergleichbar mit Roberts anderen längeren Werken, sähe man sich gezwungen, zumindest den fiktionalen Aspekt als dürftig zu bezeichnen, denn viele der Figuren – was für ihn durchaus untypisch ist – besitzen kaum Tiefe und verhalten sich merkwürdig. Selbst an Roberts exotischsten Schauplätzen waren seine Figuren – sogar, oder vielleicht besonders die Außerirdischen – stets glaubwürdig. Und im wirklichen Leben wird die Standardreaktion auf einen Mann, der einem erzählt, er sei 150 Jahre zuvor in einem anderen Körper geboren worden, sicherlich nicht sein, daß man einfach nur nickt und anfängt, ihm zu erklären, wie toll heutzutage alles ist – wie es sämtliche Menschen tun, denen Perry Nelson im Jahr 2086 begegnet.

Wenn man jedoch davon ausgeht, daß keine dieser Figuren jemals realer sein sollte – oder mußte – als ihr Kollege, das Quadrat aus dem Flächenland\*, dann kommt man nicht um die überraschende Feststellung umhin, wieviel Menschlichkeit, Persönlichkeit und Sympathie sie gewinnen, ohne auch nur einmal ihre Vortragspflichten zu vernachlässigen. Es steht außer Frage, daß Perry und Diana am Ende des Buches ebenso real und lebendig sind, wie jedes andere Pärchen in Heinleins Werk, wenn auch weniger einfühlsam gezeichnet.

Dennoch behaupte ich, es hätte im Leben Robert Anson Heinleins, *des Romanschriftstellers*, keinen Tag gegeben, an dem er eine zwei-seitige Fußnote geschrieben hätte – und mit Sicherheit nicht, um darin eine *Figur einzuführen*. Für mich ist dieses Detail ein ausreichender Beweis dafür, daß es ihm beim Verfassen von *Die Nachgeborenen* nicht darum ging, eine Geschichte zu erzählen.

Deshalb bin ich auch der Ansicht, daß es sich dabei um weit mehr handelt, als nur um seinen ersten Roman. In ihm schlummern *alle* seine Romane.

---

\* Edwin A. Abbott, *Flatland: A Romance of Many Dimensions* (1884) (*Flächenland*), eine mathematische Satire auf die viktorianische Gesellschaft, A.d.Ü.



Wie Robert selbst zugegeben hat, erscheint es mir offensichtlich, daß er dieses Buch mit der gänzlich ehrenhaften künstlerischen Absicht begann, das Blaue vom Himmel herunterzulügen: eine Folge von Vorträgen als Roman zu tarnen, um sie denen zu Ohren zu bringen, die sich nicht freiwillig belehren lassen würden, da dadurch ihre eigene Unwissenheit zu Tage träte. Dies gelingt ihm hervorragend; man mag mit den Theorien und Ideen, die er in diesem Buch äußert, übereinstimmen oder nicht, aber man wird mit großer Sicherheit und großem Nachdruck das eine oder das andere tun. Ich kann mir nicht vorstellen, daß irgend jemand in der Mitte der Debatte das Interesse verlieren würde – und das trotz der extremen Komplexität und in manchen Fällen Tiefgründigkeit der Ideen, die hier vorgebracht werden. Perry erfüllt seine Aufgabe ebensogut wie das Quadrat, über einen längeren Zeitraum hinweg und mit weit größerer (ähem) Tiefe.

Als Folge von Vorträgen mit dünnem fiktionalem Rahmen scheiterte das Buch, aus ähnlichem Grunde, warum auch Robert selbst bei den Wahlen des Vorjahres eine Niederlage erlitten hatte: Im Jahr 1939 waren die meisten seiner Ideen – sicherlich wenig überraschend – seiner Zeit weit voraus, radikal und standen im Widerspruch zu einflußreichen gesellschaftlichen Institutionen. Dennoch, wenn der Roman auch damals noch nicht veröffentlicht werden konnte, war seine Vollendung ein Ereignis von kaum zu überschätzender Bedeutung für die englischsprachige Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts.

Meiner Meinung nach ist folgendes geschehen:

An irgendeinem unbekanntem Tag während der ersten vier Monate des Jahres 1939 saß Robert Anson Heinlein da und blickte finster auf den Durchschlag eines Manuskripts, das gerade zum zweiten Mal abgelehnt worden war. Er dachte an die ganze lange und schmerzhafteste Phase seiner Entstehung zurück – die endlosen Stunden, die er über die Schreibmaschine gebeugt auf ein weißes Blatt Papier gestarrt hatte, bis er Blut und Wasser schwitzte. Und während er dies tat, kamen ihm zwei Eingebungen, und zwar in der folgenden Reihenfolge:

Als erstes erkannte er überrascht und erfreut, daß der unterhaltendste und beinahe müheloseste Aspekt der ganzen Erfahrung nicht etwa die Rettung der Welt gewesen war, wie er sie ursprünglich beabsichtigt hatte, nicht die schlüssigen Theorien, mathematischen Be-

weise oder klugen Argumente, auf die er so stolz war ... sondern das Erzählen einer Geschichte, die eigentlich nur als Köder für die Massen gedacht gewesen war. In diesem Moment muß ihm, glaube ich, zu Bewußtsein gekommen sein, daß der politische Redner stets auf einer wackligen Seifenkiste auf einem Platz stehen wird, sich die Lunge aus dem Leib schreit und von Trotteln durch Zwischenrufe gestört wird ... während der Geschichtenerzähler gemütlich mit überkreuzten Beinen im Schatten sitzt, die Zuhörer sich um ihn scharen, seinem Flüstern lauschen und ihm Bier für seine trockene Kehle reichen. Und wenn er mit seiner Geschichte fertig ist, geben sie ihm Geld, selbst wenn er sie nicht einmal darum bittet.

Zweitens betrachtete er die umfangreiche und detaillierte imaginäre Zukunft, die er gerade als Kulisse zusammengeschustert hatte, und sah all die Ideen, die um die leere Bühne herum aufgestapelt lagen ... und ihm wurde klar, daß er damit über eine dermaßen breite Leinwand verfügte, daß er den Rest seines Berufslebens lang einfach nur Geschichten erzählen konnte, Freunde und Helden aus dem Nichts erstehen lassen, die durch die Galaxien und in die Herzen der Leser springen – und dabei trotzdem all die Erkenntnisse und Ansichten verbreiten, von denen er glaubte, daß er sie der Welt zu Gehör bringen mußte.

In diesem Augenblick wurde ihm zum ersten Mal bewußt, daß er ein Geschichtenerzähler sein wollte. Ein Science-Fiction-Autor. Nein, anders: Ihm wurde bewußt, daß er ein Science-Fiction-Autor *war* – und er ergab sich seinem Schicksal. In der Terminologie von Roger Zelaznys unsterblichem Roman *Lord of Light (Herr des Lichts)* nahm er seine wahre Gestalt an, verwirklichte sich und wurde als Gott wiedergeboren. In diesem Augenblick war er nicht mehr länger Bob Heinlein, der schiffbrüchige Seemann und arbeitslose Ingenieur, sondern er wurde zu RAH, dem Großmeister der modernen Science Fiction – *Der Mann, der den Mond verkaufte* – Lazarus Long, der nicht sterben kann. In meinen Träumen kann ich mir beinahe ausmalen, was für ein Gefühl das gewesen sein muß.

Als er schließlich bereit war, verkündete er die frohe Botschaft dem Rest der Welt, indem er sich im April hinsetzte und beim ersten Versuch eine der unvergesslichsten Kurzgeschichten der englischen Literatur schrieb: »Life-Line« (»Lebenslinie«). Zwei Jahre später war er

bereits Ehrengast auf der »Denvention«, der dritten *World Science Fiction Convention* in Denver, und jeder im Festsaal wußte, daß er das Genre für sich gepachtet hatte. Fünf Monate nachdem er seine berühmte Ehrengastrede »The Discovery of the Future« gehalten hatte, griff Japan Pearl Harbor an. Doch als diese nervtötende Ablenkung erst einmal überwunden war, wandte Robert sich der literarischen Welt außerhalb der Science Fiction zu und eroberte auch diese mit einer Leichtigkeit, Eleganz und Geschwindigkeit, von der sich Hitler und Tojo eine Scheibe hätten abschneiden können.

Und alles begann an jenem unbekanntem Tag oder in jener Nacht, irgendwann Anfang des Jahres 1939, als Robert den gleichen Geistesblitz hatte, der einst Nikola Tesla ein vollständiges, funktionierendes dreidimensionales Modell des ersten Elektromotors eingegeben hatte, korrekt eingestellt und erprobt, bereit, unverzüglich in Produktion zu gehen.

Viele von Roberts wichtigsten Romanen sind hier bereits im Keim angelegt, sie brauchten nur noch Raum und Zeit, um zu wachsen. Der Kern seiner gesamten Karriere liegt als DNA-Kode den Seiten von *Die Nachgeborenen* zugrunde: Der Roman stellt eine reichhaltige Fundgrube an Themen, Ideen, Theorien, Konzepten, Figuren und Anliegen dar, auf die Heinlein während des nächsten halben Jahrhunderts in seinen Geschichten immer wieder zurückgreifen würde. Zeitreisen; multiple Identität; die Überwindung des physischen Todes; die Privatsphäre; die Freiheit des Einzelnen; persönlicher und politischer Pragmatismus; die Verwendung von Technologie zum Zweck hedonistischer Selbstbefriedigung; das Verhältnis zwischen Privilegierung und Verantwortung; die Künste und insbesondere neue Kunstformen der Zukunft wie den Tanz in veränderlicher Schwerkraft; das metrische System; rollende Straßen; die damals noch ungewöhnliche Ablehnung von Rassismus, Sexismus und Antisemitismus; Alfred Korzybskis allgemeine Semantik; alternative Geschichte; das Wesen der geschlechtlichen Liebe; Alternativen zu Monogamie und der konventionellen Ehe; Spiritualität; die Pseudospiritualität des grauenhaften Nehemiah Cheney – ich meine, Scudder; die verrückten Jahre; Raumfahrt; den Mond und den Aufbruch zu den Sternen ... all das ist in diesem Roman vorhanden, rudimentär und skizzenhaft. Und ebenso die großartige, unverwechselbare Erzählstimme.

Roberts Ideen und Ansichten haben sich sicherlich mit der Zeit gewandelt, besonders nachdem er seine dritte Frau kennengelernt hatte, und dieses Buch ist bei weitem nicht sein letztes Wort zum Thema Utopia. Aber die Unterschiede sind an sich schon faszinierend und für jeden ernsthaften Betrachter seiner Werke aufschlußreich. Vom ersten Moment an, als Robert Heinlein endlich bewußt wurde, daß er ein Geschichtenerzähler war, benötigte er für die Schöpfung dieses überragenden Werks, das die Welt verändert und gar zu Fußabdrücken auf dem Mond geführt hat, lediglich genügend Zeit, Schreibmaschinenpapier, Virginia Gerstenfeld Heinlein und eine Reihe von Gehaltsschecks seiner Verlage, die beide bei Laune hielten. Heinlein mag nicht mit der zukunftsweisenden Klarheit, die diesem Buch innewohnt, gewußt haben, wohin ihn sein Werk führen würde. Ich hoffe es jedenfalls nicht. Doch sein Werk wußte es bereits.

Und nun, dank Robert James – mag er ebensoviel Glück in der Liebe haben wie Lazarus und genauso lange! – und dank Michael Hunter, Eleanor Wood und Sarah Knight wissen auch wir es.

Wir stehen tief in ihrer Schuld.

Dies mag kein Roman im klassischen Sinne sein (oder vielleicht doch – wie gesagt, ich will mich darüber nicht streiten), aber meiner Meinung nach ist es etwas ungleich Interessanteres. Es ist eine Karriere in einer Hutschachtel ... ein gefriergetrocknetes Festmahl ... ein Leben, in einem Regentropfen gefangen ... und der Keim eines Lebenswerks, der nur darauf wartet, von unseren Tränen und unserem Lachen benetzt zu werden – RAHs literarische DNA ...

... oder zumindest ein Teil davon. Wir sollten in Erinnerung behalten, daß dies eines der wenigen Beispiele des Werkes eines der größten Liebenden des Jahrhunderts ist, jenes Mannes, der das Wort Liebe buchstäblich erfunden hat\* ... noch bevor er der Liebe seines Lebens überhaupt begegnete. Der Unterschied ist deutlich; ich stelle keinen Zen-Koan auf, wenn ich behaupte, daß Ginny gerade durch ihre Abwesenheit in diesem Buch präsenter ist als in jedem anderen. Man spürt, wie er sich nach ihr sehnt, wie er versucht, sie sich vorzustellen. Das portugiesische Wort für »die Anwesenheit des Abwesen-

---

\* Liebe: der Zustand, in dem Wohlergehen und Glück eines anderen entscheidend für das eigene werden.

den«, *saudade*, liegt im Herzen von *fado* – dieses Buch zu lesen, war für mich eine emotionale und intellektuelle Erfahrung zugleich, und ich kann nur sagen: Ich habe stets Djangos bittersüße Gitarre spielen gehört, während ich die Seiten umblätterte. Dieses Buch zu lesen, bedeutet, Robert Heinlein und die verstorbene Virginia Heinlein viel besser zu verstehen – und das ist etwas, das ich mir mein ganzes Erwachsenenleben lang gewünscht habe.

Das Schicksal hat uns, den Nachgeborenen, ein unerwartetes Geschenk von jenseits des Grabes beschert.

Spider Robinson  
Bowen Island, Britisch-Kolumbien  
5. September 2003



# Kapitel 1

»Vorsicht!« Der Schrei kam unwillkürlich über Perry Nelsons Lippen, als er das Steuer herumriß. Doch der Fahrer des grünen Sedan hörte ihn entweder nicht oder reagierte nicht darauf. Die nächsten Sekunden glitten im Zeitlupentempo vor seinem inneren Auge vorbei. Er sah das linke Vorderrad des grünen Wagens an seinem vorbeierollen, dann kroch das rechte Rad seines Autos über die Leitplanke, während der Rest des Wagens folgte und nun über dem Rand des Steilufers hing. Er blickte über die Motorhaube hinab und sah vierzig Meter unter sich die Küste. Ein blondes Mädchen in einem grünen Badeanzug fing gerade einen Strandball. Sie sprang in die Luft, die Arme ausgestreckt, ein Bein angewinkelt. Sie wirkte sehr anmutig. Hinter ihr rollte eine Welle über den Sand. Der Wellenkamm hinterließ eine Spur Schlagsahne. Er schaute wieder zu dem Mädchen hinüber. Sie fing noch immer den Strandball. Während sie auf den Boden hinabsank, schwebte er aus dem Auto und drehte sich in der Luft von ihr weg. Vor sich sah er die Felsen am Fuß der Klippen. Sie rückten immer näher, bis er jeden einzelnen von ihnen genau erkennen konnte. Einer der Felsen kam direkt auf ihn zu. Es war ein stattlicher Brocken, der auf der einen Seite abgeflacht war und im Sonnenschein leuchtete. Eine scharfe Kante tauchte vor ihm auf und wurde immer größer und größer, bis sie die ganze Welt ausfüllte.

Perry erhob sich, schüttelte den Kopf und blinzelte. Dann erinnerte er sich mit erschreckender Klarheit an die vergangenen Sekunden und riß unwillkürlich die Hände hoch. Doch der Felsen war nicht mehr zu sehen. Vor ihm befand sich nichts als wirbelnde Schneeflocken. Der Strand, das Steilufer und der Rest der Welt waren verschwunden. Nur Schnee und Wind umgaben ihn – Wind, der an seiner leichten Kleidung zerrte. Ein quälender Schmerz in der Magengegend verwandelte sich in ein starkes Hungergefühl. »Verdammt!«, sagte Perry. Verdammt. Ja, er musste wohl verdammt und in der Hölle sein, doch sie war kalt statt heiß. Er ging ein paar Schritte, aber seine Knie waren weich und ihm war schwin-

delig. Er stolperte weiter und stürzte zu Boden. Er wollte sich wieder aufrichten, doch er fühlte sich zu schwach und beschloss, kurz auszuruhen. Still lag er da und gab sich alle Mühe, nicht nachzudenken, doch sein verwirrter Geist versuchte immer noch verzweifelt herauszufinden, was geschehen war. Wärme durchströmte ihn, als ihm eine Erklärung einfiel. Natürlich! Das Mädchen in dem grünen Badeanzug hatte ihn aufgefangen und in eine Schneewehe geworfen – eine weiche Schneewehe – eine schöne, warme Schneewehe – schön – warm –

»Stehen Sie auf.« Das Mädchen in dem grünen Badeanzug schüttelte ihn. »Stehen Sie auf! Hören Sie? *Stehen Sie auf!*« Was wollte sie von ihm – zum Teufel mit den Spielen – nur weil sie spielen wollte, musste sie ihm nicht gleich ins Gesicht schlagen. Er kam mühsam auf die Knie und fiel dann wieder zu Boden. Die Gestalt neben ihm ohrfeigte ihn noch einmal und gab nicht eher Ruhe, bis er erneut auf die Knie gekommen war. Dann stützte sie ihn und half ihm aufzustehen. »Vorsichtig. Legen Sie mir einen Arm um die Schulter. Es ist nicht weit.«

»Mir geht es gut.«

»Nun zieren Sie sich nicht so. Stützen Sie sich auf mich.« Er richtete den Blick auf das Gesicht seiner Gefährtin und versuchte, sich zu konzentrieren. Es war tatsächlich das Mädchen in dem Badeanzug, aber warum zum Teufel war sie herausgeputzt wie Admiral Byrd? Bis hin zum Parka. Doch sein müdes Gehirn weigerte sich, darüber nachzudenken, und er richtete all seine Aufmerksamkeit darauf, einen eiskalten bleischweren Fuß vor den anderen zu setzen.

»Passen Sie auf, wo Sie hintreten. Ganz langsam. Jetzt bleiben Sie stehen.« Das Mädchen summte einen klaren Ton, und vor ihnen öffnete sich eine Tür. Er stolperte hindurch, und die Tür schloß sich wieder. Sie führte ihn zu einem Sofa, damit er sich hinlegen konnte, und verschwand. Kurze Zeit später kehrte sie mit einer Tasse voll Flüssigkeit zurück. »Hier. Trinken Sie das.« Er streckte die Hand nach der Tasse aus, doch seine tauben Finger griffen daneben, und er verschüttete ein wenig von der Flüssigkeit. Sie nahm die Tasse, hob mit der freien Hand seinen Kopf an und hielt ihm die Tasse an die Lippen. Er trank langsam. Das Getränk war warm und würzig. Er schlief ein, ihr besorgtes Gesicht vor sich.



Er erwachte langsam, erfüllt von einem Gefühl der Behaglichkeit und Zufriedenheit, noch bevor er sich seiner selbst bewußt wurde. Er lag auf dem Rücken auf einem Polster, das so weich war wie ein Federbett. Eine leichte Decke war über ihm ausgebreitet, und als er sich streckte, stellte er fest, daß er nackt war. Er öffnete die Augen. Er war in einem recht geräumigen Zimmer allein, vielleicht neun Meter lang und von ovaler Form. Ihm gegenüber befand sich ein hübscher, wenn auch etwas merkwürdiger Kamin. Er bestand aus einem senkrechten Kegel, wie die Hälfte eines drei Meter hohen Zuckerhutes, der aus der Wand herausragte. An seinem Fuß gähnte eine große Öffnung, deren Boden eben war und sich etwa fünfundzwanzig Zentimeter über dem Boden des Zimmers befand. Das Dach der Öffnung hatte ebenfalls die Form eines Kegels, nur daß dieser hohl und das genaue Gegenstück des anderen war. Am Boden der großen Öffnung brannte ein fröhliches Feuer und verbreitete sein Flackern im Zimmer. Sonst befanden sich kaum Möbelstücke in dem Raum, abgesehen vom Sofa, das etwa zwei Drittel der Wandfläche einnahm.

Er hörte ein leises Geräusch, drehte den Kopf und sah die Frau zur Tür hereinkommen. Sie lächelte und ging zu ihm hinüber. »Oh, Sie sind also wach. Wie geht es Ihnen?« Mit einer Hand ertastete sie seinen Puls.

»Ich fühle mich großartig.«

»Haben Sie Hunger?«

»Ich könnte ein ganzes Pferd verspeisen.«

Sie kicherte. »Tut mir leid – mit einem Pferd kann ich nicht dienen. Ich werde Ihnen gleich etwas Besseres bringen. Aber Sie dürfen am Anfang nicht zuviel essen.« Sie richtete sich auf. »Lassen Sie mich erst einmal diesen Pelz ausziehen.« Sie ging davon und tastete nach einem Reißverschluß an ihrem Hals. Der Pelz war ein durchgehendes Kleidungsstück; er glitt von ihren Schultern und fiel zu Boden. Perry spürte, wie ihn Erschrecken durchzuckte wie ein eisiger Regenguß und dann ein warmes Kribbeln. Der Pelzoverall war ihr einziges Kleidungsstück gewesen, und nun war sie so nackt wie eine Dryade. Doch sie schien das nicht weiter zu stören; sie hob den Overall auf, ging zu einem Schrank, der sich vor ihr öffnete, und hängte ihn hinein. Dann trat sie zu einem Abschnitt der Wand, der

von einem Wandgemälde bedeckt war, das Demeter mit dem Füllhorn im Arm zeigte. Die Wand glitt auf und enthüllte eine verwirrende Ansammlung von Röhren, Klappen und glänzenden Vorrichtungen. Sie hantierte etwa zehn Minuten geschäftig daran herum und summte dabei vor sich hin. Perry sah ihr fasziniert zu. Sein Erstaunen verwandelte sich in aufrichtige Bewunderung, denn sie war jung, attraktiv und in jeder Hinsicht begehrenswert. Ihre raschen Bewegungen waren anmutig und hatten etwas überaus Heiteres und Beruhigendes an sich. Sie hörte auf zu summen. »So!« rief sie. »Es ist alles bereit, wenn der Kranke denn bereit ist, zu essen.« Sie hob ein volles Tablett an und trug es zum anderen Ende des Zimmers hinüber. Das Wandgemälde glitt wieder an seinen Platz, und die glänzenden Vorrichtungen verschwanden. Sie stellte das Tablett auf dem Sofa ab und zog an einem versenkten Griff. Ein Brett glitt hervor, das vielleicht sechzig Zentimeter breit und einen Meter zwanzig lang war. Dann wandte sie sich Perry zu und rief: »Kommen Sie, lassen Sie uns essen, solange es noch heiß ist.«

Perry erhob sich und hielt dann inne. Sie bemerkte sein Zögern, und Besorgnis huschte über ihr Gesicht. »Was ist los? Sind Sie noch immer zu schwach?«

»Nein.«

»Haben Sie sich irgend etwas verstaucht?«

»Nein.«

»Dann sagen Sie mir bitte, was haben Sie?«

»Nun, ich – äh – Sie – sehen Sie ...« Wie zum Teufel erklärte man einer hübschen jungen Frau, die so nackt war, wie Gott sie schuf, daß man nicht mit ihr essen konnte, weil man selbst ebenfalls nackt war? Besonders, wenn sie offenbar über keinerlei Schamgefühl verfügte?

Sie beugte sich besorgt über ihn. Ach, zum Henker, sagte sich Perry, und stand auf. Er schwankte ein wenig.

»Soll ich Ihnen helfen?«

»Nein, danke. Es geht schon.«

Sie saßen einander an dem schmalen Tisch gegenüber. Die Frau drückte auf einen Knopf, und ein großer Abschnitt der Wand neben ihnen glitt nach oben weg. Zum Vorschein kam eine herrliche Aussicht hinter Glas. Hohe Kiefern wuchsen an einem zerklüfteten Berghang in einer Schlucht. Zur Rechten stürzte ein Wasserfall siebzig

bis achtzig Meter in die Tiefe, von einem Dunstschleier umgeben. Perry senkte den Blick – und sah direkt in einen Abgrund. Schwindelgefühl erfaßte ihn, und erneut hing er über dem Steilufer und starrte über die Motorhaube seines Wagens auf den Strand hinab. Er hörte, wie er einen Schrei ausstieß. Sofort legten sich ihre Arme um ihn und beruhigten ihn. Er gewann die Fassung wieder. »Mir geht es gut«, murmelte er. »Aber schließen Sie bitte die Fensterläden.«

Sie sagte nichts dazu, sondern kam seinem Wunsch sofort nach. »Können Sie jetzt essen?«

»Ja, ich denke schon.«

»Dann tun Sie das, und wir werden uns später weiter unterhalten.«

Sie aßen schweigend. Neugierig probierte er das Essen. Eine klare Suppe; eine Art Gelee mit Fleischgeschmack; ein Glas Milch; helle Brötchen, mit Süßrahmbutter bestrichen; und verschiedene Früchte, Orangen, zuckersüß und groß wie Grapefruits, mit einer Schale, die sich ebenso leicht abpellen ließ wie die von Mandarinen, eine gelbe Frucht, die er nicht kannte, schwarzgesprenkelte Bananen. Das Geschirr war leicht wie Papier, doch mit einem harten, glänzenden Lack überzogen. Gabel und Löffel bestanden aus dem gleichen Material. Schließlich hatte er die letzte Frucht abgeschält und den letzten Krumen Brötchen gegessen. Sie war vor ihm fertig gewesen und hatte ihm, auf den Ellbogen aufgestützt, beim Essen zugesehen.

»Fühlen Sie sich besser?«

»Eindeutig.«

Sie stellte das Geschirr auf das Tablett, ging zu dem Kamin hinüber, warf das Geschirr ins Feuer und stellte das Tablett wieder auf ein Regal bei den glänzenden Vorrichtungen. (Demeter hatte ihr zuvor-kommend Platz gemacht.)

Als sie zurückkam, schob sie den schmalen Tisch in den Schlitz zurück und holte ein dünnes weißes Röhrchen hervor.

»Zigarette?«

»Ja, gern.« Die Zigarette war etwa zehn Zentimeter lang und sah aus wie irgendeine russische Marke. Vermutlich parfümiert, dachte er. Vorsichtig atmete er den Rauch ein und probierte einen Lungenzug. Einfacher Tabak aus Virginia. Das einzige, was ihm in diesem Haus bisher vollkommen heimelig und normal erschienen war. Sie nahm einen tiefen Zug und begann dann zu sprechen.

»Also, wer sind Sie und wie hat es Sie in diese Berge verschlagen?  
Zuerst einmal, wie heißen Sie?«

»Perry. Und wie heißen Sie?«

»Perry? Ein hübscher Name. Ich heiße Diana.«

»Diana? Hätte ich mir denken können. Es paßt zu Ihnen.«

»Ich bin ein wenig zu rundlich für Diana« – sie klopfte sich auf den Oberschenkel –, »aber es freut mich, daß Ihnen der Name gefällt. Also, wie haben Sie sich gestern in dem Sturm verlaufen, ohne richtige Kleidung und Proviant?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sie wissen es nicht?«

»Nein. Sehen Sie, es war so. Ich bin die Steilküste entlangefahren, als auf dem Hügel vor mir ein Auto auf der Gegenspur einen Lastwagen überholen wollte. Ich bin ausgeschert, um ihm auszuweichen, und mein rechtes Vorderrad ist von der Straße abgekommen. Ich bin mit dem Wagen den Steilhang hinabgestürzt – das letzte, woran ich mich erinnere, war der Strand, den ich im Fallen sehen konnte –, bis ich in dem Schneesturm wieder aufgewacht bin.«

»Das ist alles, woran Sie sich erinnern?«

»Ja, und natürlich, daß Sie mir geholfen haben. Nur daß ich Sie für ein Mädchen in einem grünen Badeanzug hielt.«

»In was für einem Anzug?«

»In einem grünen Badeanzug.«

»Aha.« Sie dachte einen Moment lang nach. »Wie kam es noch einmal, daß Sie die Steilküste hinabgestürzt sind?«

»Ich nehme an, ich hatte einen Platten, als das Rad von der Straße abkam.«

»Was ist ein Platten?«

Er starrte sie an. »Ich meine, mein Reifen ist geplatzt – als er gegen die Leitplanke stieß.«

»Aber warum sollte er platzen?«

»Hören Sie – haben Sie ein Auto?«

»Nun – nein.«

»Also, wenn ein mit Druckluft gefüllter Gummireifen mit großer Geschwindigkeit auf eine scharfe Kante prallt, kann er möglicherweise explodieren – platzen. Dann kann alles geschehen. Ich bin jedenfalls den Abhang hinabgestürzt.«

Sie wirkte erschrocken, ihre Augen waren weit aufgerissen. Perry fügte hinzu: »Machen Sie sich keine Gedanken. Ich bin nicht verletzt.«

»Perry, wann ist das passiert?«

»Wann? Nun, gestern ... Oder, vielleicht –«

»Nein, Perry, das Datum, das Datum!«

»Am zwölften Juli. Wobei mir einfällt, schneit es hier oft im –«

»In welchem Jahr?«

»In welchem Jahr? In diesem Jahr natürlich!«

»In welchem Jahr – sagen Sie mir die Jahreszahl.«

»Wissen Sie das denn nicht? Neunzehnhundertneununddreißig.«

»Neunzehnhundertneununddreißig ...«, wiederholte sie langsam.

»Neunzehnhundertneununddreißig. Was haben Sie denn?«

Sie erhob sich und ging nervös auf und ab. Dann blieb sie stehen und sah ihn an. »Perry, bereiten Sie sich auf eine Überraschung vor.«

»Alles klar, schießen Sie los.«

»Sie haben mir gesagt, gestern sei der zwölfte Juli neunzehnhundertneununddreißig gewesen.«

»Ja.«

»Nun, heute ist der siebte Januar zweitausendsechsdachtzig.«

## Kapitel 2

Perry saß eine ganze Weile schweigend da.

»Sagen Sie das noch einmal.«

»Heute ist der siebte Januar zweitausendsechsendachtzig.«

»Der siebte ... Januar ... zweitausendsechsendachtzig? Das kann nicht sein ... Ich muß träumen ... Ich werde wohl bald aufwachen.« Er blickte zu ihr hoch. »Dann sind Sie also gar nicht wirklich. Nur ein Traum. Alles nur ein Traum.« Er schlug die Hände vors Gesicht und starrte zu Boden.

Eine Berührung am Arm holte ihn wieder in die Gegenwart zurück. »Schauen Sie mich an, Perry. Geben Sie mir die Hand.« Sie ergriff seine Hand und drückte sie. »Sehen Sie. Bin ich nun wirklich? Perry, Sie müssen sich damit abfinden. Ich weiß nicht, wer Sie sind oder was mit Ihnen Merkwürdiges geschehen ist, aber Sie sind hier in meinem Haus, im Januar zweitausendsechsendachtzig. Und alles wird gut werden.« Sie legte ihm eine Hand unter das Kinn und hob sanft sein Gesicht an. »Alles wird gut werden. Denken Sie daran.« Er blickte sie mit den angsterfüllten Augen eines Mannes an, der befürchtet, den Verstand zu verlieren. »Jetzt beruhigen Sie sich und erzählen Sie mir mehr. Warum glauben Sie, daß gestern das Jahr neunzehnhundertneunddreißig war?«

»Nun, ich war, ich sage Ihnen ... Es muß neunzehnhundertneunddreißig gewesen sein, denn es war ... Es kann gar nicht anders gewesen sein.«

»Hmm ... das bringt uns nicht weiter. Erzählen Sie mir mehr über sich. Ihren vollständigen Namen, wo Sie wohnen, wo Sie geboren wurden, was Sie beruflich machen und so weiter.«

»Also, mein Name ist Perry Vance Nelson. Ich wurde neunzehnhundertvierzehn in Girard, Kansas, geboren. Ich bin Raketenbauingenieur und Pilot. Wissen Sie, ich bin Marineoffizier. Bis vor kurzem war ich in Coronado, Kalifornien, stationiert. Gestern – oder wann auch immer das gewesen ist – fuhr ich von Los Angeles nach San Diego, auf dem Rückweg nach dem Wochenende, als dieser Typ

in dem grünen Sedan mich von der Straße gedrängt hat und ich die Steilküste hinabgestürzt bin.«

Sie nahm einen Zug von der Zigarette und dachte nach. »Das klingt alles logisch. Abgesehen von der Tatsache, daß Sie dann jetzt hundertzweiundsiebzig Jahre alt wären, und es immer noch nicht erklärt, wie Sie hierhergekommen sind. Perry, Sie sehen noch nicht so alt aus.«

»Aber wie könnte man es sonst erklären?«

»Ich weiß es nicht. Haben Sie schon einmal von Schizophrenie gehört, Perry?«

»Schizophrenie? Gespaltene Persönlichkeit?« Er dachte einen Moment darüber nach und sagte dann energisch: »Unsinn! Wenn ich verrückt bin, dann nur, weil ich träume. Ich sage Ihnen, ich bin Perry Nelson. Ich weiß nichts über das Jahr zweitausendsechundachtzig und alles über neunzehnhundertneununddreißig.«

»Das bringt mich auf eine Idee. Ich will Ihnen ein paar Fragen stellen. Wer war neunzehnhundertneununddreißig Präsident?«

»Franklin Roosevelt.«

»Wie viele Bundesstaaten hatte die USA?«

»Achtundvierzig.«

»Wie viele Amtsperioden lang hat La Guardia regiert?«

»Wie viele? Er war gerade in der zweiten Amtszeit.«

»Aber Sie haben doch gerade gesagt, daß Roosevelt Präsident war?«

»Natürlich. Roosevelt war Präsident. La Guardia war Bürgermeister von New York.«

»Achso.«

»Warum fragen Sie mich das? Ist La Guardia Präsident geworden?«

»Ja. Zwei Amtszeiten lang. Wer waren neunzehnhundertneununddreißig die beliebtesten Fernsehschauspieler?«

»Nun, gar keine. Fernsehen gab es doch noch nicht. Aber hören Sie, Sie fragen mich über neunzehnhundertneununddreißig aus. Woher weiß ich, daß wir jetzt wirklich das Jahr zweitausendsechundachtzig haben?«

»Kommen Sie her, Perry.« Sie ging zur Wand hinüber, neben dem Kamin, und ein weiterer Wandabschnitt glitt zur Seite. (Verwirrend, dachte Perry, alles gleitet hier hin und her.) Mehrere Reihen Bücher kamen zum Vorschein. Sie reichte ihm ein dünnes Bändchen. Perry las *Astronomischer Almanach und Eferdis 2086*. Dann holte sie ein

anderes Buch hervor, dessen Seiten vom Alter braun waren. Sie öffnete es und wies auf die Titelseite: *The Gallion of God – Sinclair Lewis, erste Ausgabe, 1947.*

»Überzeugt?«

»Ich werde Ihnen wohl glauben müssen. – Oh, Gott!« Er warf die Zigarette ins Feuer und schritt nervös auf und ab. Dann hielt er inne. »Sagen Sie, haben Sie Alkohol im Haus? Könnte ich vielleicht einen Drink bekommen?«

»Einen Drink – wovon?«

»Whiskey, Brandy, Rum – irgend etwas Starkes.«

»Ich glaube, ich habe da etwas für Sie.« Sie bemühte noch einmal Demeter und kehrte kurz darauf mit einer quadratischen Flasche zurück, die eine bernsteinfarbene Flüssigkeit enthielt. Sie goß ein Glas drei Finger hoch voll und warf eine kleine gelbe Tablette hinein.

»Was ist das?«

»Jamaika-Rum-Ersatz und ein mildes Beruhigungsmittel. Trinken Sie. Ich habe eine Idee.« Sie ging zum anderen Ende des Zimmers hinüber, setzte sich auf das Sofa und zog eine kleine Tafel aus der Wand. Dabei schien es sich um das Vorderteil einer Schublade zu handeln. Sie klappte einen Bildschirm von etwa dreißig Zentimetern Durchmesser hoch und drückte eine Reihe von Tasten an seiner Unterkante. Dann sagte sie: »Los Angeles Archiv? Hier spricht Diana 160-398-400-48A. Bitte durchsuchen Sie die Zeitungen von Los Angeles und Coronado vom 12. Juli 1939 nach Berichten über den Autounfall eines Perry Nelson, Marineoffizier. Höchste Dringlichkeitsstufe. Bonus auf dreißig Minuten. Bitte um Rückruf. Vielen Dank, Ende.« Sie ließ die Schublade offen und kehrte zu Perry zurück. »Es wird eine Weile dauern. Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich das Fenster wieder öffne?«

»Nicht im geringsten. Ich möchte gern die Aussicht sehen.«

Sie setzten sich ans Westende des Zimmers, wo sie zuvor gesessen hatten, und die Fensterläden glitten nach oben. Es war später Nachmittag, und die Sonne näherte sich dem Rand der Berge. Schnee lag in der Schlucht, und blasses gelbes Sonnenlicht strömte durch die Kiefern. Sie saßen schweigend da und rauchten. Diana goß sich ein Glas Rum-Ersatz ein und nippte daran. Dann leuchtete ein grünes Lämpchen in der offenen Schublade auf, und ein tiefer Gong-



schlag ertönte. Diana drückte auf einen Knopf und sagte: »Hier Diana 400-48.«

»Hier spricht das Archiv. Suche erfolgreich. Erwarten weitere Anweisungen.«

»Televuestat Reno Postamt mit Röhrenpost, Zielort G610L-400-48, weiterhin höchste Dringlichkeitsstufe, Bonus auf zehn Minuten. Vielen Dank. Ende.«

»Sie sagten gerade Reno. Sind wir in der Nähe der Stadt?«

»Ja, wir befinden uns etwa dreißig Kilometer südlich des Lake Tahoe.«

»Sagen Sie, ist Reno immer noch die Stadt mit der höchsten Scheidungsrate?«

»Scheidungsrate? O nein, Reno ist nicht die Stadt mit der, wie Sie es nennen, höchsten Scheidungsrate. So etwas wie Scheidungen gibt es nicht mehr.«

»Tatsächlich? Was machen Mann und Frau dann, wenn sie sich nicht mehr vertragen?«

»Dann leben sie einfach nicht mehr zusammen.«

»Aber das kann doch recht peinlich werden, falls sich einer von beiden neu verliebt, oder?«

»Nein, sehen Sie – Gütiger Himmel, Perry, es gibt so vieles, das Sie nicht wissen. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Nun gut, ich setze einfach irgendwo ein und beantworte Ihre Fragen. Zunächst einmal gibt es keinen gesetzlichen Ehevertrag mehr, der gebrochen werden könnte, jedenfalls nicht so, wie Sie ihn kennen. Es gibt häusliche Verträge, aber die kann man nicht mit der Ehe im religiösen oder sexuellen Sinne vergleichen. Und diese Verträge werden genauso gehandhabt wie alle anderen weltlichen Verträge auch.«

»Aber schafft das nicht unklare Verhältnisse, wenn Ehen zerbrechen und Kinder im Spiel sind – was ist mit den Kindern? Wer sorgt dann für sie?«

»Nun, sie sorgen für sich selbst, mit Hilfe ihrer Erbschaft.«

»Ihrer Erbschaft? Aber sie können doch nicht alle reiche Erben sein.«

»Doch, das sind sie ... ach, es ist zu verwirrend. Ich muß Ihnen ein paar Geschichtsbücher besorgen und einen Sittenkodex. Diese Dinge hängen mit wesentlichen Veränderungen in der ökonomischen und

gesellschaftlichen Struktur zusammen. Ich will Sie etwas fragen. Wie sah zu Ihrer Zeit die Ehe aus?«

»Nun, es war ein bürgerlicher Vertrag zwischen Mann und Frau, der üblicherweise durch eine religiöse Zeremonie besiegelt wurde.«

»Und was schrieb dieser Vertrag fest?«

»Er schrieb eine Menge Dinge fest, die nicht ausdrücklich darin genannt wurden, aber unter diesem Vertrag lebten Mann und Frau zusammen. Die Frau arbeitete mehr oder weniger für den Mann, und er unterstützte sie finanziell. Sie schliefen miteinander, und keiner von beiden durfte eine Liebesbeziehung mit jemand anderem haben. Wenn sie Kinder hatten, sorgten sie für sie, bis sie erwachsen waren.«

»Und was war der Zweck dieser Übereinkunft?«

»Also, in erster Linie ging es um das Wohlergehen der Kinder, nehme ich an. Die Kinder wurden geschützt und erhielten einen Namen. Frauen genossen ebenfalls Schutz und wurden versorgt, wenn sie Kinder austrugen.«

»Und was hatte der Mann davon?«

»Nun ... er bekam eine Familie und ein Zuhause und jemanden, der für ihn kochte und tausend andere kleine Dinge erledigte, und – verzeihen Sie, wenn ich das so offen sage – er hatte eine Frau, mit der er jederzeit schlafen konnte.«

»Lassen Sie uns mit letzterem anfangen. War sie denn wirklich zwingenderweise auch die Frau, mit der er ›schlafen‹ wollte, wie Sie es so schön sagen?«

»Ja, ich denke schon, sonst hätte er ihr wohl kaum einen Antrag gemacht. Obwohl ich nur zu gut weiß, daß das nicht stimmt. Vielleicht ist es am Anfang noch so, wenn sie heiraten, aber die meisten verheirateten Männer treffen ständig auf Frauen, mit denen sie lieber schlafen würden als mit ihren Ehefrauen. Ich habe sie in jedem Hafen gesehen.«

»Wie steht es mit Ihnen, Perry?«

»Ich? Ich bin nicht ... ich war nicht verheiratet.«

»Haben Sie denn nie eine Frau getroffen, mit der Sie gern ein körperliches Verhältnis angefangen hätten?«

»Natürlich. Viele sogar.«

»Und warum haben Sie dann nicht geheiratet?«

»Ach, ich weiß nicht. Ich nehme an, ich wollte mich nicht binden.«

»Wenn ein Mann keine Kinder und keine Ehefrau zu versorgen hatte, wäre er dann durch die Ehe gebunden?«

»Nun ja, in gewisser Weise schon. Die Frau würde von ihm erwarten, daß er alles mit ihr gemeinsam unternimmt, und würde ihm die Hölle heiß machen, wenn er sie mit anderen Frauen betrügt. Und sie würde davon ausgehen, daß er ihre Schwestern und Cousinsen und Tanten aushält, und würde wütend werden, wenn er an ihrem Hochzeitstag arbeiten muß.«

»Du lieber Himmel! Was für ein Bild Sie da zeichnen. Ich verstehe nicht alles, was Sie sagen, aber es klingt furchtbar.«

»Natürlich sind nicht alle Frauen so, manche sind gute Kumpel – von Mann zu Mann –, aber das weiß man meistens nicht, wenn man sie heiratet.«

»Wie Sie es beschreiben, konnte der Mann aus einer Ehe wenig Vorteile ziehen, außer einer ständig verfügbaren Geliebten. Und sagen Sie, gab es nicht bezahlte Frauen, die weniger kosteten, als eine Frau ihr ganzes Leben lang zu versorgen?«

»O ja, sicher. Aber sie waren für die meisten Männer wenig befriedigend. Sehen Sie, einem Mann gefällt es nicht, zu wissen, daß eine Frau nur wegen des Geldes in seiner Tasche mit ihm ins Bett geht.«

»Aber Sie sagten doch gerade, Frauen hätten geheiratet, um versorgt zu werden.«

»Das ist nicht ganz, was ich gemeint habe. Oder nicht alles – zumindest meistens nicht. Eigentlich war es ganz anders. Die Männer machten dieses Spiel nicht immer mit. Wissen Sie, ein Mann heiratet vor allem deshalb, um sich die uneingeschränkte Aufmerksamkeit einer Frau und vor allem ihren Körper zu sichern. Aber viele übertreiben es. Die Ehe ist keine Entschuldigung dafür, daß ein Mann seine Frau ins Gesicht schlägt, nur weil sie zweimal mit einem anderen Mann getanzt hat – wie ich es schon erlebt habe.«

»Aber warum sollte ein Mann nur eine Frau besitzen wollen?«

»Das ist nun einmal so. Das liegt in seiner Natur. Außerdem will ein Mann sichergehen, daß seine Kinder keine Bastarde sind.«

»Wir sind nicht mehr so überzeugt davon, Perry, daß die Charaktereigenschaften, die Sie beschreiben, tatsächlich in der ›Natur‹ des Mannes liegen, wie Sie es nennen. Und das Wort ›Bastard‹ gibt es längst nicht mehr.«

In diesem Augenblick leuchtete am anderen Ende des Zimmers ein gelbes Lämpchen auf. Diana erhob sich und kehrte kurz darauf mit einer Papierrolle zurück. »Sie sind angekommen. Hier, schauen Sie.« Perry sah, daß es Photokopien von Seiten aus der *Los Angeles Times*, dem *Herald-Express* und der *Daily News* vom 13. Juli 1939 waren. Diana wies auf eine Überschrift:

MARINEFLIEGER BEI AUTOUNFALL UMS LEBEN GEKOMMEN  
Torrey Pines, Kalif., 12. Juli. Leutnant Perry V. Nelson, Marinepilot von Coronado, fand heute den Tod, als er die Kontrolle über sein Auto verlor und den Steilhang hinunter auf die Felsen stürzte. Leut. Nelson sprang aus dem Wagen oder wurde herausgeschleudert, doch er prallte mit dem Kopf auf einem Geröllhaufen am Fuß der Klippen auf und erlitt einen Schädelbruch. Der Tod trat auf der Stelle ein. Fräulein Diana Burwood aus Pasadena badete gerade am Strand und entkam nur knapp einer Verletzung. Sie versuchte, Erste Hilfe zu leisten, und meldete dann mit Unterstützung eines vorbeikommenden Autofahrers den Unfall bei der Polizei.

In den anderen Zeitungen waren ähnliche Meldungen zu lesen. Die *Daily News* fügte ein Bild von Perry in Uniform bei. Diana betrachtete es interessiert. »Die Geschichte stimmt mit der Ihren überein, Perry. Dieses Bild sieht Ihnen allerdings nur bedingt ähnlich.« Perry warf einen Blick darauf.

»Ich finde es gar nicht so schlecht, wenn man die Beschränkungen des Halbton-Druckes bedenkt.«

»Das Überraschende daran ist, daß es Ihnen überhaupt ähnlich sieht.«

»Warum sagen Sie das, Diana? Glauben Sie mir etwa nicht?« Er wirkte verletzt.

»Oh, nein, nein. Ich glaube, daß Sie die Wahrheit sagen – soweit sie Ihnen bekannt ist. Aber überlegen Sie mal, Perry. Der Kopf, der für dieses Bild photographiert wurde, ist – wenn man den Zeitungsberichten Glauben schenken darf – schon seit über einem Jahrhundert zu Staub zerfallen.«

Perry blickte sie an, und Entsetzen spiegelte sich in seinem Gesicht. Er schloß die Augen und ließ den Kopf in die Hände sinken. So blieb er einige Zeit sitzen, mit abgewandtem Gesicht und angespanntem Körper, bis er eine sanfte Berührung an seinem Kopf spürte. Diana beugte sich über ihn, Sorge und Mitgefühl in den Augen. »Perry, bitte. Hören Sie mir zu. Ich wollte Ihnen keine Angst machen. Ich würde Ihnen niemals absichtlich weh tun. Ich möchte gern Ihre Freundin sein, wenn Ihnen das recht ist.«

Sanft nahm sie seine Hände von seinem Gesicht. »Etwas Merkwürdiges und Wunderbares ist mit Ihnen passiert, Perry, und ich verstehe nicht alles davon. In gewisser Weise ist es furchtbar und mit Sicherheit erschreckend. Aber es könnte schlimmer sein – viel schlimmer. Das ist keine schlechte Welt, in der Sie hier gelandet sind. Ich glaube, es ist sogar eine sehr schöne Welt. Mir gefällt sie, und ich bin sicher, hier zu sein ist besser, als tot am Fuß einer Steilküste zu liegen. Bitte, Perry, ich möchte Ihnen gern helfen.«

Er tätschelte ihre Hand. »Sie sind sehr freundlich, Dian‘, es geht schon wieder. Es ist nur der Schock. Die Vorstellung, daß es die Welt, die ich kenne, nicht mehr gibt. Ich wußte das natürlich schon, als Sie mir sagten, welches Jahr es ist, aber mir ist es erst richtig bewußt geworden, als Sie mich darauf hingewiesen haben, daß ich eigentlich tot bin – oder zumindest mein Körper gestorben ist.« Er sprang auf. »Aber, sagen Sie ... wenn mein Körper tot ist, wie in Gottes Namen bin ich dann zu diesem hier gekommen?« Er klopfte sich gegen die Rippen.

»Ich weiß es nicht, Perry, aber ich habe eine Idee.«

»Und wie lautet sie?«

»Jetzt noch nicht. Aber wir können schon einmal einen Schritt in die richtige Richtung tun. Kommen Sie mit.« Sie öffnete die Schublade, in der sich das Kommunikationsgerät befand, und drückte einen Knopf. Eine hübsche rothaarige Frau erschien lächelnd auf dem Bildschirm. Diana sagte: »Reno, bitte stellen Sie mich nach Washington durch, Registeramt, Identifikationsabteilung.«

»Einen Moment, Diana.« Die Rothaarige verschwand.

»Kennen Sie sie?«

»Vermutlich hat sie mich erkannt. Das werden Sie schon noch verstehen.«

Kurz darauf erschien ein anderes Gesicht: das eines grauhaarigen, distinguierten Mannes. Diana sagte: »Erbitte Identifizierung.«

»Für wen von Ihnen beiden?«

»Für ihn.«

»Moment bitte. Nehmen Sie Haltung an.« Das Gesicht drehte sich weg, und ein kameraähnlicher Apparat erschien.

»Heben Sie die rechte Hand, Perry«, flüsterte Diana, und Perry gehorchte. Der grauhaarige Mann erschien wieder.

»Hören Sie, wie soll ich Sie analysieren, wenn Sie nicht stillhalten? Haben Sie noch nie ein Telephon benutzt?«

»Ich ... ich schätze nicht.« Perry sah verwirrt aus.

Die leichte Verärgerung verschwand aus der Stimme des Mannes. »Was ist mit Ihnen, mein Freund? Haben Sie das Gedächtnis verloren?«

»So könnte man es wohl nennen.«

»Das ist etwas anderes. Ich werde Ihnen gleich weiterhelfen. Dann wird es Ihnen sicher nicht mehr schwerfallen, sich zurechtzufinden. Machen Sie jetzt genau, was ich Ihnen sage. Halten Sie die rechte Hand mit der Handfläche zu mir, etwa zwanzig Zentimeter vom Bildschirm entfernt. Ein wenig tiefer. Jetzt noch ein kleines Stückchen näher. Ihre Handfläche ist geneigt. Halten Sie sie parallel zum Bildschirm. So. Nicht bewegen.« Ein leises Summen und ein Klicken ertönte. »Das war's. Wollen Sie Ihr gesamtes Dossier oder nur Namen und Nummer?«

Diana schaltete sich ein. »Ein kurzes Dossier bitte und den letzten Eintrag in voller Länge. Televuestat Reno Postamt, Röhrenpost G610L-400-48, höchste Dringlichkeit.«

»Sollen die Gebühren von ihm getragen werden, wenn ich seine Nummer ermittelt habe?«

»Nein, von mir, Diana, 160-398-400-48A.«

»Aah! Ich dachte mir doch, daß ich Sie kenne.«

»Dies ist eine Privatangelegenheit.« Dianas Stimme klang kühl und steif.

Der Mann wirkte entrüstet, gewann dann jedoch die Fassung wieder. »Meine Dame, ich bin Angestellter des Registeramtes. Ich kenne die Grenzen zwischen öffentlichen und privaten Angelegenheiten sehr gut und ebenso meinen Amtseid und meine Pflichten.«

Diana wurde sofort freundlicher. »Es tut mir leid. Wirklich. Bitte, verzeihen Sie mir.«

Er entspannte sich wieder und lächelte. »Natürlich, Fräulein Diana. Sie müssen vermutlich auf Ihrer Privatsphäre bestehen. Aber, wenn Sie gestatten, wäre es mir eine Ehre, Ihren Auftrag kostenlos auszuführen.«

»Nein, bitte berechnen Sie die üblichen Gebühren. Aber kann ich möglicherweise etwas für Sie tun?« Sie neigte den Kopf. Der Angestellte verbeugte sich ebenfalls. »Ein Bild vielleicht?«

»Wenn Sie die Güte hätten.«

»Mein aktuelles Stereo. Gesicht oder Ganzkörper?«

Er verbeugte sich noch einmal schweigend.

»Ich schicke Ihnen beides. Sie werden umgehend per Röhrenpost bei Ihnen eintreffen.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen.«

»Vielen Dank. Ende.« Der Bildschirm wurde schwarz. »Nun, Perry, bald wissen wir mehr. Aber ich muß diesem armen Kerl seine Bilder schicken. Ich wollte ihn nicht beleidigen, er war einfach zu empfindlich.« Kurz darauf kehrte sie mit zwei dünnen Blättern zurück und rollte sie auf. Als sie Perrys neugierigen Blick bemerkte, hielt sie inne. »Möchten Sie einen Blick darauf werfen?«

»Ja, gern.« Das erste Photo zeigte Dianas Gesicht in natürlichen Farben, dessen Züge von einem angedeuteten Lächeln erhellt wurden. Doch Perry erschrak so sehr, daß er es beinahe fallengelassen hätte. Das Porträt war vollkommen stereoskopisch. Es sah aus, als würde er durch ein Cellophanfenster Diana selbst anblicken, die sich etwa einen Meter hinter dem Rahmen befand.

»Wie zum Teufel ist so etwas möglich?«

»Ich habe weder Optik studiert, noch bin ich eine Photographin, aber ich weiß, daß das Bild tatsächlich so etwas wie Tiefe hat. Es ist ein Kolloid, der etwa einen halben Zentimeter dick ist. Diese Bilder werden mit zwei Kameras aufgenommen, es funktioniert also nur von einer Achse aus. Drehen Sie das Bild ein wenig zur Seite.« Er gehorchte. Das Bild war nun zweidimensional, obwohl es immer noch ein schönes Photo war. »Jetzt neigen Sie es um fünfundvierzig Grad.« Er tat es, und es sah so aus, als würden Dianas hübsche Gesichtszüge schwimmen, bis das Bild nur noch ein Schillern war, wie Öl auf

Wasser. »Sie müssen es entlang der richtigen Achse betrachten und in einem relativ engen Blickwinkel, dann verschmelzen die beiden Aufnahmen zu der Illusion eines Stereo-Bildes. Das Gehirn interpretiert das verwirrende Doppelbild, das es von beiden Augen erhält, als Tiefe. Die Illusion beruht auf dieser Eigenschaft.«

Perry betrachtete noch einen Moment lang das Bild und drehte und wendete es hin und her. Diana beobachtete ihn interessiert und mit wohlwollender Belustigung. »Darf ich das andere Bild sehen?«

»Bitte sehr.« Perry warf einen Blick darauf und schluckte. Er hatte sich an Dianas Nacktheit schon mehr oder minder gewöhnt, und war zu sehr beschäftigt gewesen, um weiter darüber nachzudenken, doch im Hinterkopf war er sich dessen die ganze Zeit über bewußt gewesen. Dennoch war er überrascht, daß das zweite Bild Diana im Evakostüm zeigte und dabei ebenso erstaunlich lebensecht wirkte wie das erste, so echt, als könne er sie berühren. Er schluckte noch einmal.

»Sie wollen diese ... äh ... diese Photos einem Mann schicken, den Sie gerade erst am Telephon kennengelernt haben?«

»Oh, ja, er möchte sie gern, und ich kann es mir leisten. Und ich war ein wenig unhöflich zu ihm. Natürlich würden manche Leute es für vermessen halten, ihm etwas so Intimes wie ein Gesichtspor­trät zu schicken, aber mir macht das nichts aus.«

»Aber ... äh ...«

»Ja, Perry?«

»Ach, nichts. Schon gut.«



## Kapitel 3

Später, als Diana wieder an den Geräten in der Demeter-Nische herumhantierte, zeigten das grüne Licht und der Gongschlag die Ankunft der Röhrenpost an. »Würden Sie es bitte holen, Perry?« rief Diana. »Ich habe gerade beide Hände voll.« Perry grübelte über den Kontrollen und fand dann einen kleinen Hebel, der den Behälter öffnete. Er brachte Diana die Rolle. »Lesen Sie es bitte vor, Perry, während ich das Abendessen zubereite.« Er rollte das Papier auseinander und bemerkte als erstes ein Photo von einem jungen Mann, der genauso aussah, wie er sich selbst in Erinnerung hatte. Er begann zu lesen. »Gordon 932-016-755-82A, Genklasse JM, geboren am 7. Juli 2057. Ausbildung und Abschluß an der Arlington Health School 2075, Wechsel (mit Empfehlung) an das Adler Memorial Institute of Psychology 2077. Forschungsauftrag in der Abteilung für Übersinnliches, die 2080 von Meister Fifiield gegründet wurde. Autor von *Eine Studie abweichender Daten der außersinnlichen Wahrnehmung*. Ko-Autor (mit Pandit Kalimohan Chandra Roy) von *Proteus: Eine Geschichte des Ichs*. Adresse Sanktuarium (F-2), Kalifornien. In inoffiziellen Berichten heißt es, er habe im August 2083 freiwillig seinen Körper verlassen und sei im August 2085 auf Wunsch des Rates des Sanktuariums in einen inaktiven Status versetzt worden, während der Körper im Sanktuarium verblieb. Vermögen bei Übergang in den inaktiven Zustand \$11.018.32, abzüglich Wertminderung: \$9.803.09. Bankkonto wieder eröffnet mit Servicegebühr: \$9802.09, abzüglich \$500 Kreditbuch: \$9.302.09 (beiliegend).«

Am Ende der Rolle befand sich so etwas wie eine kleine Briefftasche oder ein Notizbuch. Perry stellte fest, daß die Seiten darin aus Geld bestanden, gewöhnlichem Geld, das sich in Größe und Aussehen nur wenig von dem des Jahres 1939 unterschied. Am Ende des Buches war ein Block mit leeren Geldwechslern, ein Scheckbuch.

»Was mache ich damit, Diana?«

»Was Sie damit machen? Was Sie wollen – es benutzen, ausgeben, davon leben.«

»Aber es ist nicht meins. Es gehört diesem Kerl, Gordon, oder wie er heißt.«

»Sie sind Gordon 755-82.«

»Ich? Teufel, nein.«

»Doch, Sie sind es. Das Registeramt hat es bereits bestätigt, und Ihr Konto wurde wiedereröffnet. Sie befinden sich in dem Körper, der als 932-016-755-82A registriert ist. Sie können jeden beliebigen Namen benutzen, Perry oder Gordon oder George Washington, und das Amt wird die Änderung mit Freuden in Ihre Akte aufnehmen, aber diese Nummer gehört zu diesem Körper und diesem Konto, und die bleiben immer gleich. Natürlich müssen Sie das Geld nicht ausgeben, aber wenn Sie es nicht tun, wird es niemand tun, und es wird einfach nur immer mehr werden.«

»Kann ich es nicht verschenken?«

»Natürlich – aber nicht an Gordon.«

Perry kratzte sich am Kopf. »Nein, das wohl nicht. Sagen Sie, was hat es mit dieser freiwilligen Aufgabe des Körpers auf sich?«

»Ich kann Ihnen leider keine wissenschaftliche Erklärung liefern, aber soweit es die Außenwelt betrifft, handelt es sich dabei um Selbstmord, weil jemand nicht mehr weiterleben will.«

»Dann ist Gordon also tot?«

»Nein. Nicht nach den Vorstellungen der Menschen, die sich mit diesen Dingen beschäftigen. Er wollte einfach hier nicht mehr weiterleben und befindet sich nun an einem anderen Ort.«

»Wie kommt es dann, daß sein Körper immer noch existiert?«

»Diesem Bericht zufolge ruhte Gordons Körper – dieser Körper ...« – sie kniff ihn sanft in die Wange – »... in dem Sanktuarium auf der anderen Seite des Berges in einem Zustand der verlangsamten Lebensfunktionen. Und damit klärt sich das Geheimnis zumindest teilweise auf.«

Seine gerunzelte Stirn verriet, daß er damit nicht zufrieden war. »Ja, ich nehme an. Aber jede Erklärung gibt neue Rätsel auf.«

»Da ist noch eine Sache, die mir Rätsel aufgibt, Perry, und zwar, wie Sie hierhergekommen sind, ohne sich ein Bein oder gar Ihr nagelneues Genick zu brechen. Aber ich bin froh, daß es Ihnen gelungen ist.«

»Ich ebenfalls. Bei Gott!«

»Aber ich muß jetzt an die Arbeit.« Sie stapelte das Mittagsgeschirr auf, während sie sprach.

»Was für eine Arbeit?«

»Meine bezahlte Arbeit. Ich gehöre nicht zu den asketischen Seelen, die sich mit Ihrem Erbe zufrieden geben. Ich brauche Geld für allen möglichen Schnickschnack.«

»Was machen Sie beruflich?«

»Ich bin eine Televue-Schauspielerin, Perry. Ich tanze und singe ein wenig und spiele manchmal kleine Rollen in Geschichten.«

»Fahren Sie zur Probe?«

»Nein, ich werde in etwa zwanzig Minuten auf Sendung gehen.«

»Meine Güte, das Studio muß in der Nähe sein, oder Sie kommen zu spät.«

»O nein. Es wird von hier übertragen. Aber Sie müssen jetzt brav sein und eine Zeitlang ganz still sitzen und keine Fragen stellen, sonst komme ich wirklich zu spät. Kommen Sie. Setzen Sie sich hier drüben hin. Jetzt wenden Sie sich dem Empfänger zu.« Ein weiterer Bereich der Wand glitt hoch, und Perry saß vor einem flachen Bildschirm. »Von dort aus können Sie die ganze Darbietung verfolgen und mir gleichzeitig beim Tanzen zusehen.« Sie öffnete die Kommunikationsschublade und zog den kleinen Bildschirm hoch. Ein recht sympathischer, adretter junger Mann erschien. Er trug einen Helm mit Wülsten über den Ohren. Eine Zigarette hing in seinem Mundwinkel und er grinste spöttisch.

»Hallo Dian'.«

»Grüß dich, Larry. Warum hast du denn solche Ringe unter den Augen?«

»Und das von dir – wo du immer so auf deine Privatsphäre bestehst. Eine Blondine hat mir die verpaßt.«

»Der linke ist aber ein bißchen schief.«

»Schluß mit dem Geplänkel und ran an die Arbeit, Mädchen. Bist du bereit?«

»Ja.«

»Also gut, Test.« An der Stirnseite des Zimmers leuchteten mehrere Lichter auf. Diana ging in die Mitte des Raumes, drehte sich zweimal um die eigene Achse, schritt auf und ab und hin und her und ging dann zu dem Kommunikator zurück.

»In Ordnung, Larry?«

»In der linken unteren Bildecke ist ein Lichtschein, und ich glaube nicht, daß es an mir liegt.«

»Ich schau mal nach.« Sie kehrte mit der Röhre in der Hand zurück, die Gordons Dossier enthalten hatte. »Ist es jetzt weg, Larry?«

»Ja, was war es denn?«

»Das hier.« Sie hob die Röhre hoch.

»Typisch Frauen. Können nie aufpassen. Sind einfach zu liederlich und ...«

»Larry, noch ein Wort und ich zeige dich wegen Rückschrittlichkeit an – du redest wie ein Neandertaler.«

»Ganz ruhig, Kleine. Du hast ein helles Köpfchen. Ich liebe dich für deinen Intellekt. Wir sind spät dran. Willst du Musik?«

»Dreh sie auf. – Gut, du kannst sie wieder ausschalten.«

»Was wirst du der Horde denn heute vorführen, Dian'?'«

»Etwas ganz Ausgefuchstes. Sieh zu – vielleicht lernst du was.«

Er warf einen Blick auf seine Kontrollen. »Nimm deinen Platz ein, Kindchen. Ich gehe auf Sendung.«

Diana ging rasch in die Mitte des Raums, und die Lichter erloschen. Der große Bildschirm vor Perry erwachte plötzlich zum Leben. Er sah einen forschen jungen Mann in Stereo und Farbe, der sich verbeugte, lächelte und dann anfang zu sprechen: »Liebe Freunde, wir sind wieder in den Studios des Magischen Teppichs im Turm des Edison Memorial am Ufer von Lake Michigan. Heute abend präsentieren wir Ihnen die beliebteste Künstlerin des modernen Tanzes, die liebe Diana, die für Sie eine neue Strophe im Gedicht des Lebens darstellen wird.«

Die Farben des Bildschirms flossen ineinander und verblaßten zu einem hellen Blau, und ein einziger hoher kristallklarer Ton traf auf Perrys Ohren. Der Ton erzitterte und ging in eine einfache Melodie über. Perry spürte, wie ihn eine traurige und nostalgische Stimmung überkam. Stück für Stück griff das Orchester das Thema auf und schmückte es weiter aus, während die Farben auf dem Bildschirm sich veränderten, verschwammen und neue Muster bildeten. Schließlich verschwanden die Farben, und der Bildschirm wurde dunkel. Das Orchester verstummte nach und nach, und nur eine einzelne Violine trug das Thema in die Dunkelheit fort. Ein schwacher Lichtstrahl er-

schien und ließ die Umrisse einer kleinen Gestalt im Hintergrund erkennen. Die Gestalt lag matt und hilflos am Boden. Die Musik übermittelte ein Gefühl des Schmerzes und der Verzweiflung und der überwältigenden Müdigkeit. Doch ein anderes Thema erklang drängend und aufmunternd, und die Gestalt begann sich leicht zu regen. Perry warf einen Blick über die Schulter und mußte sich beherrschen, um nicht zu dem armen, verzweifelten Wesen zu eilen. Diana brauchte Hilfe, und sein Herz sagte ihm, daß er zu ihr gehen mußte! Doch er blieb still sitzen, schaute zu und lauschte. Perry wußte nur wenig über das Tanzen, schon gar nicht über Tanz als hohe Kunstform. Er kannte einige Gesellschaftstänze und hatte beim Steptanz zugehört, aber das war auch schon alles. Mit aufmerksamer Bewunderung beobachtete er die anmutigen und scheinbar mühelosen Bewegungen der jungen Frau, ohne auch nur das geringste über Training, Studium und Genie zu wissen, die dazu nötig waren. Doch langsam begriff er, daß hier eine anrührende Geschichte erzählt wurde, eine Geschichte über Mut, Hoffnung und Liebe, die über Verzweiflung und Schmerz siegten. Als der Tanz geendet hatte, kam er mit einem Ruck wieder zu sich, während Diana mit weit ausgebreiteten Armen und leuchtenden Augen gen Himmel blickte und voller Freude lächelte. Ein warmes, helles Licht strömte ihr über Gesicht und Brust. Er fühlte sich glücklicher als jemals zuvor seit seiner Ankunft hier – glücklich und erleichtert.

Der Bildschirm wurde dunkel, und wieder erschien der allgegenwärtige junge Mann. Diana schaltete den Schirm ab, bevor er etwas sagen konnte, machte das Licht an und wandte sich an Perry. Er war überrascht, sie so schüchtern und zurückhaltend zu sehen.

»Hat es Ihnen gefallen, Perry?«

»Gefallen? Diana, Sie waren phantastisch, unglaublich. Ich ... ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

»Das freut mich. Ich werde jetzt etwas essen, und dann sehen wir weiter.«

»Aber Sie haben doch gerade erst gegessen.«

»Sie haben nicht sehr genau aufgepaßt. Vor dem Tanzen esse ich nie viel. Aber was sage ich – jetzt esse ich wahrscheinlich wie ein wildes Tier. Sind Sie hungrig?«

»Nein, noch nicht.«

»Möchten Sie eine Tasse heiße Schokolade?«

»Ja, gerne.«

Wenige Minuten später saßen sie auf dem Sofa, Diana im Schneidersitz, eine Tasse Schokolade in der einen Hand und ein riesiges Butterbrot in der anderen. Sie aß rasch und gierig. Perry fand es komisch, daß dieses hungrige kleine Mädchen das überirdische herrliche Wesen von eben sein sollte. Als sie aufgegessen hatte, rülpste sie, blickte überrascht drein und murmelte: »Entschuldigung.« Dann wischte sie sich mit dem Finger einen Klecks Mayonnaise ab, der auf ihrem Bauch gelandet war, und beförderte ihn in ihren Mund. »Nun, Perry, jetzt wollen wir mal sehen. Wo waren wir doch gleich?«

»Wenn ich das nur wüßte. Ich weiß, wo ich bin und in welchem Jahr, und Sie behaupten, ich wüßte nun auch, wer ich bin. Gordon irgendwas mit sechs Nullen, aber ich fühle mich wie ein neugeborenes Baby, wenn es darum geht, was ich jetzt tun soll.«

»Ganz so schlimm ist es nicht, Perry. Außer Ihrer Identität sind Sie nun auch in den Besitz eines recht beachtlichen Vermögens gelangt, nicht riesig, aber ausreichend, und dazu erhalten Sie ja auch noch jährlich Ihre Erbschaft.«

»Was hat es eigentlich mit dieser Erbschaft auf sich?«

»Lassen Sie mich das später erklären. Wenn Sie sich ein wenig mit unserem Wirtschaftssystem befaßt haben, werden Sie es verstehen. Im Augenblick bedeutet das vor allem, daß Sie jeden Monat etwa hundertfünfzig Dollar erhalten. Mit zwei Dritteln davon könnten Sie schon ein angenehmes Leben führen, wenn Sie möchten. Worüber ich mit Ihnen sprechen wollte, ist die Frage, ›was Sie jetzt tun sollen‹.«

»Wo wollen wir anfangen?«

»Ich kann natürlich nicht entscheiden, was Sie zu tun oder zu lassen haben, aber mir scheint, das Wichtigste ist zunächst einmal, Sie auf den neusten Stand der Dinge zu bringen, damit Sie sich besser im Jahr zweitausendsechsendachtzig zurechtfinden. Die Welt hat sich sehr verändert. Sie müssen sich eine Menge neue Sitten aneignen, hundertfünfzig Jahre Geschichte, einige neue Techniken und so weiter. Und wenn Sie soweit sind, können Sie selbst entscheiden, was Sie damit anfangen wollen – und dann können Sie tun und lassen, was Sie wollen.«

»Das klingt, als wäre ich dann viel zu alt, um überhaupt noch irgend etwas unternehmen zu können.«

»Nein, ich glaube nicht. Sie können gleich anfangen. Ich habe ein paar Ideen. Zwar habe ich nur sehr wenige brauchbare Bücher im Haus, aber ich besitze eine ziemlich gute Geschichte der Vereinigten Staaten und eine kurze Weltgeschichte. Außerdem ein Wörterbuch und eine einigermaßen aktuelle Enzyklopädie. Ach ja, und nicht zu vergessen, einen kurzen Sittenkodex, den ich noch aus meiner Kindheit besitze. Dann werde ich Berkeley anrufen und eine Reihe von Aufzeichnungen über verschiedene Themen anfordern, die Sie, wann immer Sie wollen, auf dem Televue abspielen können. Das wird der einfachste und beste Weg sein, sich schnell etwas anzueignen.«

»Wie funktioniert das?«

»Es ist ganz einfach. Sie haben meine Darbietung im Televue heute abend gesehen. Nun, genauso leicht kann man eine Aufzeichnung abspielen und sich alles ansehen oder -hören, das jemals aufgenommen wurde. Wenn Sie wollen, können Sie sich anschauen, wie Präsident Berzowski im Januar 2001 den Kongreß eröffnet hat. Oder Sie können sich Aufzeichnungen all meiner Tänze ansehen.«

»Das mache ich als erstes. Zum Teufel mit der Geschichte!«

»Kommt gar nicht in Frage. Sie werden lernen, bis Sie sich zurechtfinden. Wenn Sie mich tanzen sehen wollen, dann werde ich für Sie tanzen.«

»Gut, dann tun Sie es, sofort.«

Sie streckte ihm die Zunge heraus. »Bleiben Sie ernst. Abgesehen von den Aufzeichnungen, werde ich überlegen, wer von meinen Freunden Ihnen helfen kann, und werde sie bitten, herzukommen und mit Ihnen zu reden und Ihnen die Dinge zu erklären, von denen ich nichts verstehe.«

»Warum machen Sie sich soviel Mühe mit mir, Dian'?'«

»Aber das ist doch ganz selbstverständlich, Perry. Sie waren krank und durchgefroren, und Sie brauchten Hilfe.«

»Ja, aber jetzt wollen Sie mir auch noch Unterricht geben und mir wieder auf die Beine helfen.«

»Ich möchte es gern. Haben Sie etwas dagegen?«

»Eigentlich nicht. Aber hören Sie, sollte ich nicht Ihr Haus verlassen und mir eine andere Bleibe suchen?«

»Warum, Perry? Sie sind hier willkommen. Gefällt es Ihnen denn nicht?«

»Doch, natürlich. Aber was ist mit Ihrem Ruf? Was werden die Leute sagen?«

»Ich weiß nicht, wie das meinem Ruf schaden sollte; Sie tanzen doch nicht. Und wen kümmert es, was die Leute denken – sie würden uns für Gefährten halten, wenn sie denn überhaupt darüber nachdenken. Außerdem werden außer meinen Freunden nur sehr wenige Leute davon erfahren. Das gehört strikt zur Privatsphäre. Diese Regel ist ziemlich eindeutig.«

»Welche Regel?«

»Die Regel, die vorschreibt, daß alles, was jemand außerhalb der Öffentlichkeit oder des Berufs macht, zum Bereich des privaten Handelns gehört, solange es nicht gegen andere Sitten verstößt. Wohin jemand geht, was er ißt oder trinkt oder anzieht, wie er sich in seiner Freizeit vergnügt, wen er liebt oder welche Spiele er spielt, das alles gehört zur Privatsphäre. Ohne besondere Erlaubnis darf also nichts darüber geschrieben oder gesendet oder an einem öffentlichen Ort gesprochen werden.«

»Das erzählen Sie mal Walter Winchell! Was steht denn dann in Ihren Zeitungen?«

»Eine ganze Menge. Politische Nachrichten und Schiffsbewegungen, öffentliche Ereignisse, Ankündigungen von Veranstaltungen und Neuigkeiten über Amtsträger – deren Privatsphäre ist allerdings etwas eingeschränkt. Das ist eine Ausnahme von der Regel. Und neue Modeschöpfungen, Architektur, Essen, wissenschaftliche Entdeckungen, Listen neuer Televue-Aufzeichnungen und Sendungen und neue kommerzielle Projekte. Wer ist denn Walter Winchell?«

»Nun, Walter Winchell war ein ... Sie werden mir wohl nicht glauben, Dian', aber er hat eine Menge Geld damit verdient, indem er sich fast ausschließlich über Dinge ausgelassen hat, die Sie als Privatsphäre bezeichnen.«

Sie rümpfte die Nase. »Wie ekelhaft!«

»Die Leute habe es verschlungen. Aber hören Sie, was ist mit Ihren Freunden? Werden die es nicht merkwürdig finden?«

»Warum sollten sie? Es hat nichts Merkwürdiges an sich. Ich habe schon viele von ihnen bei mir zu Besuch gehabt.«



»Aber wir haben keine Anstandsdame.«

»Was ist eine ›Anstandsdame? Braucht man die, wenn man verheiratet ist?«

»O gütiger Himmel, ich gebe auf. Hören Sie, Dian‘, tun wir einfach so, als hätten wir nie darüber gesprochen. Ich werde gerne bei Ihnen bleiben, wenn Sie das möchten.«

»Habe ich das nicht gesagt?«

Sie wurden von einer großen grauen Katze unterbrochen, die in die Mitte des Zimmers gelaufen kam, es gelassen in Besitz nahm, sich niedersetzte, den Schwanz sorgfältig um sich legte und laut miaute. Sie hatte nur ein Ohr und sah sehr verwegen aus. Diana blickte die Katze streng an.

»Wo bist du gewesen? Warum kommst du erst so spät nach Hause?«

Die Katze miaute noch einmal.

»Ach, jetzt willst du etwas zu essen haben, ja? Hierher kommt man also, wenn man Fisch möchte?«

Die Katze kam zu ihnen herüber, sprang aufs Sofa, stupste Diana mit dem Köpfchen an und schnurrte laut dabei.

»Also gut, also gut. Komm mit. Zeig mir, wo es ist.« Die Katze sprang vom Sofa und trippelte rasch zu Demeter hinüber – ihr Schwanz reckte sich so gerade in die Höhe wie eine Rauchsäule an einem klaren Tag. Dann setzte sie sich hin und blickte erwartungsvoll hoch. Sie maunzte noch einmal.

»Jetzt werd nicht ungeduldig.« Diana hielt eine Dose Sardinen hoch. »Zeig mir, wo ich sie hinstellen soll.« Die Katze lief zum Kamin hinüber. »Also gut. Bist du jetzt zufrieden?« Die Katze antwortete nicht, denn sie hatte sich schon über den Fisch hergemacht.

Diana kehrte zum Sofa zurück und nahm sich eine Zigarette. »Das ist Käpt’n Kidd. Er ist ein alter Pirat ohne Manieren und Moral. Ihm gehört dieses Haus.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Wie ist er hereingekommen?«

»Er hat sich selbst eingelassen. Er hat eine kleine Tür, die sich öffnet, wenn er miaut.«

»Du lieber Himmel! Ist das heutzutage die Standardausrüstung für Katzen?«

»O nein. Das ist nur ein Spielzeug. Durch meine Tür kommt er nicht herein. Die öffnet sich nur auf meine Stimme hin. Aber ich habe

das Maunzen aufgezeichnet, mit dem er mir üblicherweise zu verstehen gibt, daß er hereingelassen werden will, habe es analysieren und ein entsprechendes Schloß anfertigen lassen. Jetzt öffnet dieses Schloß seine eigene kleine Tür. Ich nehme an, Türen, die sich auf eine Stimme hin öffnen, kommen Ihnen ziemlich wundersam vor, nicht wahr, Perry?»

»Nun, ja und nein. Solche Dinge gab es auch bei uns schon, aber sie wurden nicht kommerziell genutzt. Ich habe gesehen, wie sie funktionieren. Ich glaube, ich könnte sogar so etwas konstruieren, wenn es sein muß.«

Sie hob überrascht die Augenbrauen. »Wirklich? Ich hatte keine Ahnung, daß die Technik in Ihrer Zeit schon so weit fortgeschritten war.«

»Wir hatten eine recht weit entwickelte technologische Kultur, doch leider wurde das meiste davon nicht genutzt. Die Leute konnten sich all die Dinge nicht leisten, die die Techniker bauen konnten, zum Beispiel Luxus wie automatische Türen und Fernseher oder ähnliches.«

»Fernsehen ist doch kein Luxus. Es ist eine Notwendigkeit. Wie soll man sich sonst auf dem laufenden halten? Ohne Fernsehen wäre ich vollkommen hilflos.«

»Ja, das kann ich verstehen. Das gleiche haben die Leute zu meiner Zeit auch über das Telephon gesagt. Wir konnten zwar gute Fernseher bauen, aber sie gingen nie in Serie, weil es keinen Markt dafür gab. Keiner konnte es sich leisten.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen erklären soll. Vielleicht verstehe ich es ja auch nicht ganz, jedenfalls kann ich es nicht richtig erläutern. Aber es gab eine Menge mechanische und technische Erkenntnisse, die nur zum Teil genutzt wurden. Die Anwendung eines jeden Fortschritts bei den Erfindungen oder in der Kunst war dadurch eingeschränkt, ob sich jemand fand, der dafür bezahlen konnte oder wollte. Ich habe ein Jahr lang auf einem der großen Flugzeugträger gedient. Es gab dort junge Männer – Soldaten –, die die erstaunlichsten technischen Geräte bedienten – mechanische Gehirne, die die kompliziertesten ballistischen Probleme lösen konnten, Infinitesimalrechnungen mit einem guten Dutzend Variablen, Fragestellungen, für

deren Lösung ein erfahrener Mathematiker Tage gebraucht hätte. Die Maschine löste sie im Bruchteil einer Sekunde und wendete die Lösungen an, und dabei kam mehr als die Hälfte dieser jungen Männer aus Haushalten, in denen es nicht einmal eine Badewanne oder Zentralheizung gab.«

»Wie furchtbar! Wie um alles in der Welt konnten sie in solchen Häusern sauber und gesund bleiben?«

»Das konnten sie auch nicht. Ich glaube nicht, daß ich Ihnen begreiflich machen kann, unter welchen Bedingungen die meisten Menschen gelebt haben. Einer meiner Klassenkameraden an der Marineakademie hat sich der Armee angeschlossen, weil er es satt hatte, hinter einem Maultier und Pflug herzulaufen. Also ist er barfuß zwanzig Kilometer in die Stadt gewandert und hat auf den Stufen des Postgebäudes übernachtet. Als der Postmeister am nächsten Morgen kam, hat er sich zur Armee gemeldet. Er wurde für die Marineakademie ausgewählt und wurde einer der brilliantesten jungen Offiziere der Flotte und ein Experte für den Gebrauch und die Konstruktion von technischen Geräten, gegen die Ihre automatische Tür simpel erscheint. Aber sein Vater und seine Mutter, seine Brüder und Schwestern lebten immer noch in einer Hütte mit einem Erdfußboden und nur einem Zimmer, schmutzig und krank von Hakenwürmern, Blutarmut und Mangelernährung.«

»Warum in aller Welt verwandte die Regierung soviel Anstrengung auf den Bau von Maschinen wie diesen Flugzeugträger, wenn ihre Bürger unter so abscheulichen Bedingungen leben mußten?«

»Nun, ich nehme an, es gab auch bei uns so etwas wie diese Sphären des öffentlichen und privaten Handelns, Dian'. Das Leben dieser Menschen fand in der privaten Sphäre statt und die nationale Verteidigung in der öffentlichen.«

»Aber das ist doch offensichtlich ein und dasselbe. Jeder Regierungsbeamte sollte wissen, daß es gefährlich ist, wenn das eigene Volk hungert und krank ist. Selbst vom egoistischsten Standpunkt aus betrachtet, können kranke Menschen eine Epidemie auslösen, und jeder weiß, daß ein hungriger Mensch unberechenbar ist und etwas Gefährliches tun könnte.«

»Ich weiß nicht, was ich darauf sagen soll, Diana. In der Marine wußten wir das natürlich und haben dafür gesorgt, daß die Menschen

sauber und gesund blieben, und ihnen anständig zu essen gegeben, aber daß die Regierungsbeamten das gewußt hätten – nun, entweder sind die Menschen in hundertfünfzig Jahren deutlich weiser geworden, oder irgend etwas hat sich grundlegend gewandelt.«

»Ich glaube nicht, daß wir heute klüger sind als Sie damals. Innerhalb von vier oder fünf Generation kann sich nicht soviel verändern. Aber ich kann nicht verstehen, wie jemand so kurzsichtig handeln kann.«

»Selbst wenn ein Regierungsbeamter Ihre Ansicht teilte und etwas unternehmen wollte, mußte er sich zunächst die Frage stellen: ›Woher soll das Geld dafür kommen?‹ Und die konnte niemand beantworten. Die Kosten für die Regierung waren ohnehin schon viel zu hoch.«

»Und woher soll das Geld kommen, Perry? So etwas Albernes habe ich ja noch nie gehört. Woher kommt das Geld? Wenn die Regierung Geld braucht, dann druckt sie welches, natürlich. Das war doch bei Ihnen nicht anders. In der ursprünglichen Verfassung steht: ›Der Kongreß hat das alleinige Recht, Geld zu drucken und seinen Wert festzulegen.«

»Ja, ich erinnere mich an diesen Satz. Aber so lief das damals nicht. Das Geld kam von den Banken, zumindest das meiste davon – der größte Teil. Wenn die Regierung Geld brauchte und es nicht rechtzeitig durch Steuern eintreiben konnte, lieh sie sich Geld von den Banken.«

»Aber das verstehe ich nicht – die Banken sind doch ein Teil der Regierung.«

»Nicht zu meiner Zeit. Sie waren private Institutionen. Man könnte sogar sagen, daß die Banken die eigentliche Regierung darstellten. In mancher Hinsicht hatten sie mehr Macht als die Regierung.«

»Aber das wäre die blanke Anarchie!«

»Das war es ja auch – so ziemlich.«

»Aber sehen Sie, Perry. Das paßt doch alles nicht zusammen. Sie kommen aus dem Jahr 1939, als Franklin Roosevelt Präsident war. Ich kenne mich mit Geschichte nicht so gut aus, aber ich weiß, daß er als Vorreiter einer neuen Wirtschaftsära gilt. In Washington gibt es sogar eine Statue von ihm, wie er den Hungrigen zu essen gibt.«

»Ja, Herr Roosevelt war sich darüber durchaus im klaren. Aber er hat nur sehr wenig Unterstützung erhalten, selbst von denjenigen,

denen er helfen wollte. Nun will ich Ihnen aber auch einmal ein paar Fragen stellen: Sagen Sie, gibt es denn keinen Hunger mehr?«

»Natürlich nicht. Jedenfalls nicht in den Vereinigten Staaten.«

»Ich meinte die Vereinigten Staaten. Gibt es Kranke?«

»O ja. Allerdings nicht sehr viele.«

»Was passiert mit ihnen?«

»Sie werden behandelt und gepflegt, bis sie wieder geheilt sind. Was sollte man sonst mit ihnen tun?«

»Schon gut. Ist irgend jemand arbeitslos?«

»Arbeitslos? Sie meinen, daß man nicht für Geld arbeitet? Das schon. Ich schätze, daß nur etwa die Hälfte der Bevölkerung einer bezahlten Arbeit nachgeht.«

»Beschweren sich die Arbeitenden nicht darüber, daß die anderen nichts tun?«

»Warum sollten sie? Es können nicht alle gleichzeitig arbeiten, sonst hätte niemand mehr Zeit, das zu verbrauchen, was er produziert hat – er hätte keine Zeit, sein Geld auszugeben. Jeder arbeitet, wann immer er es für notwendig erachtet, sein Konto wieder aufzufüllen – oder wenn man einen Beruf ausübt, der einem Spaß macht, ganz gleich, ob man das Geld nun braucht oder nicht.«

»Arbeiten alle Teilzeit?«

»Nein. Die meisten ausgebildeten Berufstätigen arbeiten regelmäßig, weil sie es gern tun. Ein Chirurg zum Beispiel. Er arbeitet vierzig Wochen im Jahr. Wenn er berühmt ist und seine Arbeit liebt, wird sein Urlaub genauso ausgefüllt sein wie seine bezahlte Arbeit. Oder nehmen Sie mich, ich arbeite jede Woche, und das schon seit geraumer Zeit. Jede Woche eine Sendung wie die heutige, ganz zu schweigen von Aufnahmen für Geschichten und Lieder.«

»Ist diese eine Sendung alles, was Sie machen müssen?«

»Ich muß häufig proben, und von mir wird erwartet, daß ich jede Woche einen neuen Tanz erfinde.«

»Was ist mit den Menschen, die keinen Beruf erlernt haben, die verschiedenen angelernten oder ungelernten Arbeiter, Händler und so weiter?«

»Manche arbeiten Vollzeit und andere Teilzeit. Viele Leute arbeiten einige Jahre lang und hören dann auf. Manche arbeiten überhaupt nie – jedenfalls nicht für Geld. Sie haben einfache Geschmäcker und

begnügen sich damit, von ihrer Erbschaft zu leben, Philosophen, Mathematiker, Dichter und so weiter. Davon gibt es allerdings nicht sehr viele. Die meisten Menschen arbeiten zumindest Teilzeit.«

»Diana, sind die Vereinigten Staaten etwa zu einem sozialistischen Land geworden?«

»Natürlich nicht, wenn Sie mit Sozialismus meinen, daß sich Fabriken, Kaufhäuser, Farmen und so weiter in Staatsbesitz befinden. Eine solche Regierung gibt es in Neuseeland, und ich glaube, dort funktioniert alles sehr gut, doch ich kann mir nicht vorstellen, daß es dem amerikanischen Temperament entspräche. Aber sehen Sie, Perry, ich bin keine Volkswirtschaftlerin. Ich habe einen Bekannten an der Universität von Kalifornien, der Volkswirtschaft studiert hat. Ich werde ihn bitten, in ein, zwei Tagen herzukommen, nachdem Sie sich ein wenig mit Geschichte befaßt haben, und er wird Ihnen all Ihre Fragen beantworten können. Dabei fällt mir ein, wenn Sie diese Aufzeichnungen bis morgen haben wollen, sollte ich sie besser gleich anfordern.« Sie ging zu dem Kommunikator hinüber. Perry hörte, wie sie die Universität von Kalifornien in Berkeley anrief.

»Können Sie denn um diese späte Tageszeit noch etwas anfordern?« erkundigte er sich.

»Wahrscheinlich nicht, jedenfalls nicht ohne einen extrem hohen Bonus zu zahlen. Ich lasse die Nachricht einfach aufzeichnen, und sie erhalten sie dann am nächsten Morgen.«

»Wie funktioniert das?«

»Es gibt zwei Möglichkeiten. Ich kann meine Stimme aufzeichnen lassen oder mit dem Telautographen eine Nachricht verfassen. Wollen Sie sehen, wie der Telautograph funktioniert, Perry?«

Er trat neben sie. »Der hat sich aber nicht viel verändert.«

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie auch schon im Jahr 1939 einen Telautographen hatten?«

»Mmh hm. Er war nicht sehr weit verbreitet, aber ich erinnere mich, in der Union Station in Kansas City einmal einen gesehen zu haben. Er wurde zur Lenkung von Zügen benutzt.«

»Hm ... vielleicht überraschen Sie unsere technologischen Wunder doch weniger als ich gedacht hätte.«

»Ich bin sicher, daß mich vieles in Erstaunen versetzen wird. Aber denken Sie daran, Dian', ich war 1939 Ingenieur. Ich nehme an, Sie

sind in erster Linie Künstlerin. Mich beeindruckt vielleicht nicht unbedingt die Dinge, von denen Sie meinen, daß sie mich beeindrucken müßten.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht.« Sie schrieb langsam eine Nachricht mit dem Telautograph und hielt immer wieder inne, um nachzudenken. Schließlich setzte sie ihre Unterschrift darunter und schloß die Maschine. »Das dürfte erst einmal genügen. Ich habe auch einen allgemeinen Katalog angefordert, damit Sie sich die Bänder herausuchen können, die Sie besonders interessieren.«

»Kaufen Sie diese Bänder?«

»Nein, es sei denn, Sie wollen das gern. Für die Benutzung wird eine kleine Gebühr erhoben. Wenn Sie feststellen sollten, daß Sie ein Band behalten wollen, können Sie dafür bezahlen und müssen es dann nicht zurückschicken.«

»Haben Sie welche im Haus?«

»O ja, aber nicht sehr viele, abgesehen von meiner Arbeitsbibliothek. Die ist recht umfangreich – meine eigenen Tänze natürlich, aber auch alle möglichen anderen Tänze. Das meiste sonst sind Aufzeichnungen von Geschichten, nur zur Unterhaltung. Wollen Sie sich davon etwas anschauen?«

»Gern.«

»Ich zeige Ihnen, wie Sie den Empfänger zugleich auch als Abpielgerät benutzen können. Passen Sie auf. Hier ist der Adapter-schalter. Stellen Sie ihn auf ›Absp‹. Dann legen Sie das Band so hinein und befestigen das Ende des Films mit diesem Haken. Nun drücken Sie den Einschaltknopf. Nein, warten Sie noch einen Moment. Mit diesem Rädchen hier stellen Sie die Lautstärke ein. Jetzt können Sie den Einschaltknopf drücken.« Die Maschine surrte leise, und der große Bildschirm erwachte zum Leben. Ein Clown im Narrenkostüm erschien und lachte ihnen spöttisch ins Gesicht.

»Hallo, ihr lieben Narren«, rief er, »wollt ihr wieder eine Geschichte von Touchstone hören? Dann schart euch um mich und hört mir gut zu. Touchstone erzählt euch eine Geschichte! Vor vielen, vielen Jahren lebte im alten Griechenland eine Magd mit einem wahrhaft ungeheuerlichen Humor.« Ein großer Haken kam seitlich ins Bild und blieb vor dem Clown stehen. Sein Grinsen verwandelte sich in Bestürzung, zerbrach in tausend Stücke und wurde zu den Buchstaben

*Lysistrata: Eine Sittenkomödie.* Diana bemerkte, wie Perrys Augen sich weiteten.

»Sie kennen es also?«

»Ja. O ja.«

»Soll ich es ausschalten?«

»Nein. Bitte nicht.« Die nächste Stunde lang lachten und kicherten sie über die zeitlose Farce über Ehe und Krieg. Perry war besonders begeistert, als er in einer der griechischen Mägde Diana erkannte, und machte sie vergnügt auf seine Entdeckung aufmerksam. Diana wirkte erfreut, protestierte jedoch, als Perry ihr flüsternd zu verstehen gab, daß sie seiner Meinung nach die Hauptrolle verdient gehabt hätte.

Schließlich kam das Stück zu seinem ausgelassenen Ende, und die Maschine blieb mit einem Klicken stehen. Perry sah, daß Diana ein Gähnen unterdrückte. Sie verzog das Gesicht. »Tut mir leid, aber ich war heute früher auf als Sie.«

»Ich bin auch ziemlich müde.«

»Wollen Sie ins Bett gehen?«

»Ich denke schon. Wo soll ich schlafen?«

»Wo immer Sie mögen. Der Platz, an dem Sie letzte Nacht geschlafen haben, ist so gut wie jeder andere.«

Perry nahm den Vorschlag an und machte es sich auf dem Teil des Sofas bequem. Diana legte sich am anderen Ende des Zimmers nieder, rief ihm noch ein mattes »Gute Nacht« zu, rollte sich wie eine Katze zusammen und schien sofort eingeschlafen. Perry lag mit geschlossenen Augen auf dem Rücken, doch in seinem Kopf wimmelte es nur so vor verwirrenden Eindrücken und Gedanken, die nach sofortiger Aufmerksamkeit verlangten. Es schien unmöglich einzuschlafen, dennoch sank er innerhalb weniger Minuten in den Zustand des sanften, warmen Glühens, der dem Schlaf vorausgeht. Bald atmete er gleichmäßig.

Ein schrecklicher Schrei hallte durch das Zimmer. Diana setzte sich auf und schaltete das Licht ein. Perry saß ebenfalls aufgerichtet da, die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen. Sie lief zu ihm. »Perry, Perry, mein Lieber. Was ist geschehen?« Er umklammerte ihre Hand.

»Ich bin gefallen. Mir kam es so vor, als sei ich hier in der Dunkelheit aufgeprallt. Es geht mir gut. War nur ein schlechter Traum.«



»Na, na, ist ja schon gut.« Sie tröstete und besänftigte ihn. »Warten Sie kurz. Ich lasse das Licht an.« Sie ging davon und kehrte gleich darauf mit einer Tasse voll der dampfenden, würzigen Flüssigkeit zurück, die er in der Nacht zuvor getrunken hatte. »Jetzt trinken Sie das langsam.«

Er berührte ihre Hand. »Dian', ich weiß, ich benehme mich wie ein kleines Kind, aber würden Sie eine Weile bei mir bleiben?«

»Natürlich, Perry.«

Als er ausgetrunken hatte, legte sie sich neben ihn, umarmte ihn und zog seinen Kopf auf ihre Brust. »Jetzt entspannen Sie sich und seien Sie ganz ruhig. Sie sind in Sicherheit, und ich werde Sie nicht alleine lassen.« Nach wenigen Minuten schlief er friedlich. Diana hielt ihn noch eine Weile in den Armen, löste sich dann vorsichtig von ihm und stand auf. Sie massierte ihre tauben Arme und betrachtete Perrys Gesicht. Dann beugte sie sich vor und küßte ihn rasch und sanft auf die Lippen. Er lächelte, ohne wach zu werden. Schließlich kehrte sie zu ihrem Platz auf dem Sofa zurück. Nun konnte sie nicht mehr einschlafen. Warum hatte sie ihn geküßt? Das war dumm von ihr gewesen. Sie war nicht in ihn verliebt. Natürlich nicht. Sie kannte ihn nicht und fühlte sich auch körperlich nicht zu ihm hingezogen. Außerdem verliebte man sich nicht in einen Wilden. Und das war er nun einmal in erster Linie. Zwar hatte er sich nicht wie ein Wilder verhalten. Trotzdem konnte jemand, der in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts aufgewachsen war, unmöglich einen passenden Gefährten für ein Mädchen aus ihrer Zeit abgeben. Er war seelisch instabil. Das war er tatsächlich; das Schreien in der Nacht war der beste Beweis dafür. Schließlich gab es nichts, wovor er sich fürchten mußte. *Und wenn ich nun gerade in den Tod gestürzt wäre?* dachte sie. Er war nicht tot. Nein, aber er glaubte, er sei es. Nein, das auch nicht. Es war sehr verwirrend. Er hatte so verletzt und einsam gewirkt. Und als er eingeschlafen war, hatte er so jung ausgesehen, daß sie einfach dahingeschmolzen war. Das war es, Mitgefühl, so wie sie auch manchmal Käpt'n Kidds pelzigen Kopf küßte, wenn sie ihm einen Dorn aus der Pfote gezogen hatte. Einfach nur Mitgefühl. Aber warum hatte sie darauf bestanden, daß er bei ihr blieb, bis er sich wieder zurecht fand? Für so etwas gab es Institutionen, die weitaus geeigneter und besser ausgerüstet waren als sie. Ach verflucht, war-

um hatte sie Käpt'n Kidd nicht in eine solche Institution gebracht, als er zum ersten Mal vor ihrer Tür miaut und nach Aufmerksamkeit verlangt hatte? *Diana, du bist eine Närrin, und jedes Tier oder Kind, jeder Mann und jede Frau könnte dich einfach aus deinem eigenen Haus vertreiben, wenn sie es darauf angelegt hätten.* Hatte sie sich dieses Haus nicht gebaut, um für sich zu sein? War sie nicht hierhergekommen, damit sie ihre Seele vor sich ausbreiten und in Ruhe erforschen konnte? Wie sollte sie das jetzt noch tun? Was für interessante Augen er hatte. Doch er sah sie nicht an, es sei denn, um ihren Blick zu erwidern. Fand er sie denn nicht hübsch? Wurde sie etwa alt? Waren die Frauen im Jahr 1939 schöner als heute? Oder glaubte er das nur? Und wenn schon! Sie hatte auf jeden Fall kein Interesse an ihm.

Diana stand auf und bereitete sich eine Tasse des Beruhigungsmittels zu, trank sie, suchte sich einen anderen Platz auf dem Sofa, rollte sich zusammen und schlief ein.\*

---

\* Diana war in einem Transporter aufgewachsen. Ihre Eltern liebten sie und kümmerten sich um sie, und glücklicherweise oder vielleicht gerade deswegen empfand Diana eine warme Zuneigung und Achtung für sie. Ihr Vater und ihre Mutter bevorzugten die beiläufige, eher zufällige Erziehung, die ein Kind von liebenden Eltern erfährt, gegenüber der wahrscheinlich wissenschaftlicheren, mit Sicherheit aber systematischeren Erziehung, die einem modernen Kind in unseren Entwicklungszentren zuteil wird. Ihr Vater hatte den größten Teil seines Lebens den Beruf eines Lebensmitteltechnikers ausgeübt. Er war ein Mann mit beachtlicher Vorstellungsgabe und großem Organisationsstalent. Viele der Annehmlichkeiten in unseren Haushalten heutzutage gehen ganz oder teilweise auf seine Bemühungen zurück. Er erfand den autothermischen Nahrungsmittelbehälter und brachte andere dazu, ihn bis auf den heutigen Stand weiterzuentwickeln – billig genug, um ihn benutzen und wegwerfen zu können. Vor beinahe vierzig Jahren, als Ingenieurassistent bei der Cuisine Company (einem Vorläufer von Universal Foods), versuchte er sich zum ersten Mal daran, synthetische Proteine zu natürlichen Strukturen zu formen. Noch in jungen Jahren verließ er die Firma und gründete Ambrosia Ltd., um zwei Synthetiker nach Herzenslust in seinem Labor experimentieren zu lassen. Die Ergebnisse begegnen uns täglich beim Mittagessen – Würste, die nie ein Schwein von nahem gesehen haben, und Brühwürfel aus dem Reagenzglas.

Er wandte seine Energien nicht nur auf die Herstellung von Lebensmitteln. Seine heftige Auseinandersetzung mit Polenski über die Vorzüge des Trockenätzens und die damalige Technik des thermischen Ätzprozesses ist allen Anhängern dieser esoterischen Kunst noch in lebhafter Erinnerung. Seine Behauptung, der moderne Mensch sei körperlich, geistig und seelisch besser gerüstet, sich mit bloßen Händen in der Wildnis zurechtzufinden als seine wilden Vorfahren, löste stürmische Diskussionen aus, die ihren dramatischen Höhepunkt in seinem einjährigen Selbstversuch auf einer

unbewohnten Insel im Südpazifik fanden. Er nahm Diana mit auf sein Abenteuer, die damals noch ein schlankes Mädchen von zehn Jahren war. Seine triumphale Rückkehr als moderner Crusoe, gesund und munter und voller heldenhafter Geschichten, ist jedem romantischen Jungen bekannt und bildete den Ausgangspunkt für eine Flut von Geschichten, die von weniger begabten Männern verfaßt, verfilmt und gespielt wurden.

Dianas Mutter war weniger atemberaubend, aber genauso wichtig für die Entwicklung des jungen Mädchens. Sie war eine Chirurgin und stammte aus einer Familie von Chirurgen und Heilern. Ruhig und kühl, mit großen, schlanken, knöchigen Händen, die ausdrucksvoller waren als ihr stilles Gesicht, schien sie von ihrer Umgebung distanziert und nur zum Leben zu erwachen, wenn diese zarten, empfindlichen Finger über Leben und Tod entschieden. Obwohl es der Vater war, der das Kind zum Tanzen ermutigte, war es die Mutter, die darauf bestand, daß Diana in ihren Studien nicht nachließ, bis sie ein lohnendes Ergebnis erzielt hatte, wie es auch ihre eigene Herangehensweise war.

Diana wuchs erst bei dem einen und dann bei dem anderen Elternteil auf und manchmal mit beiden gemeinsam, wenn ihre verschiedenen Berufe das Zusammenleben als Familie gestatteten. Ihre Mutter wählte die Lehrbücher für die Grundschulausbildung und kulturelle Orientierung des Kindes aus. Ihr Vater ergänzte dies mit kleinen Exkursionen zu den kulturellen und industriellen Zentren, um das, was Diana von den Aufnahmen gelernt hatte, zu veranschaulichen. Dianas Mutter bestand darauf, daß sie in ihrer Jugend zwei Jahre in einem Entwicklungszentrum verbrachte, damit sie lernte, wie man sich in der Gesellschaft zu verhalten hatte und den Hintergrund eines Großteils der Bevölkerung verstand.

Ideal oder nicht, Diana gedieh in dieser Umgebung und wuchs zu einer starken und gesunden Frau heran, die einen wendigen und freien Geist besaß, ein sonniges Gemüt ohne Langeweile, Erinnerungen voller nützlicher Informationen, und Fähigkeiten, die recht gut aufeinander abgestimmt waren. Der einzige mögliche Fehler in ihrem Charakter, wenn es denn ein Fehler war, lag in ihrem mitfühlenden Wesen, der Leichtigkeit, mit der sie an dem Schmerz und den Sorgen ihrer Mitmenschen Anteil nahm. Das hielt sie davon ab, in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten und Chirurgin zu werden, denn sie konnte den nötigen emotionalen Abstand zu dem Leid, das sie behandelte, nicht aufbauen. Diese Charaktereigenschaft führte dazu, daß sie allzu leicht emotionale Beziehungen einging, insbesondere zum anderen Geschlecht. In ihrer späten Jugend war sie einmal in einer Liebesbeziehung zu einem jungen Dichter tief verletzt worden, der an einer zyklischen Neurose litt, die vermutlich psychotisch war. Er war besessen von ihrem Tanz und nahm sich während des Höhepunkts einer ihrer gefühlsbetonten Darbietungen das Leben. Man kann natürlich behaupten, daß so jemand nicht auf freiem Fuße hätte sein dürfen, doch der Leser weiß ebensogut wie der Schriftsteller, daß unsere präventiven Diagnosen nicht unfehlbar sind, und daß wir es uns nicht erlauben können, die Gesetze zu gefährden, auf denen sich unsere Freiheit gründet.

Jedenfalls waren die Auswirkungen dieses Ereignisses auf Diana katastrophal. Die körperlichen Symptome traten bei einem Charakter wie dem ihren natürlich sehr stark hervor – hysterische Gastritis und ein gestörter Metabolismus; doch die geistige Störung war noch viel schwerwiegender. Ein augenblickliches Zurückziehen in sich selbst, übermäßige Schüchternheit und die Angst vor dem Tanzen waren die schlimmsten Symptome. Ihr Vater ließ alles stehen und liegen und eilte zu ihr, stritt mit den Heilern über ihre Behandlung, verursachte Chaos und nahm sie schließlich mit sich, um mit ihr sechs Monate lang kreuz und quer durch das Land zu fahren, damit ihr keine Zeit zum Nachdenken blieb. Schließlich brachte sie ein einfallslöser, hübscher, junger Bursche wieder zu einem normalen Sexleben zurück. Sie hatte ihn alsbald satt

und er sie, und eines Morgens wachte sie auf und stellte fest, daß sie vollkommen geheilt war und es kaum erwarten konnte, nicht nur wieder zu tanzen, sondern auch sich an der Welt und den Menschen, die in ihr lebten, zu erfreuen.

Wegen ihrer Krankheit konnte sie nicht etwa besser tanzen, aber sie hatte ihren Horizont erweitert. Obwohl sie immer noch ein starkes Interesse am Tanz hatte und ihn für die lebendigste und persönlichste aller Kunstformen hielt, war sie nun nicht nur geheilt, sondern auch erwachsen geworden und interessierte sich brennend für das Leben, das Wissen und die Kultur. Doch ihr Ruf als Tänzerin wuchs, auch wenn der Tanz für sie mehr und mehr zum Mittel wurde, um die mannigfaltigen Aspekte des Lebens noch stärker zu genießen.

Der Autor